

Kurs 4-1. Einführung in die Logik

Standort

4. Kurse von 1984 bis 1987

4.1. Einführung in die Logik, 1984-1985, (L1-L95, 169 S.)

4.2. Einführung in die Hieroanalyse, 1984-1985 (HA1- HA122, 141 S.)

4.3. Philosophische Rhetorik, 1985-1986 (WR1-WR305, 328 S.)

4.4. Fragebögen aus der zeitgenössischen Ontologie, 86-87, (HO1-HO368, 416 S.)

Hinweis: Dieser Kurs wurde mit größerem Zeilenabstand als der Originaltext formatiert. Daher entsprechen die Verweise in der älteren Version nicht der aktuellen Seitenzählung in Word. Aus diesem Grund wird die ursprüngliche Seitenzählung mit dem Buchstaben „L“ angezeigt. Dieser steht für „Logik“ und leitet sich von der alten Seitenzahl ab.

Einleitung: Dieser Kurs vermittelt nicht nur Wissen, sondern auch eine methodische Denkweise. Er geht von einer Ontologie aus, die alles umfasst, was die Realität in irgendeiner Weise widerspiegelt. Die Realität ist geordnet, doch ihre Ordnung erschließt sich erst nach und nach. Gäbe es diese Ordnung nicht, könnten wir die Dinge nicht ordnen, und Logik sowie strenges logisches Denken wären schlichtweg unmöglich. Dieser Kurs untersucht die verschiedenen Aspekte, die es uns ermöglichen, die Ordnung in der Realität zu entdecken.

Inhalt : Klicken Sie auf den unten stehenden Text, den Sie lesen möchten.

Vorwort 1/3)	2
I. Einleitung (5/78)	6
IA Ontologische Einführung. (5/19)	6
IB Harmologische Einführung (20/87).	25
B.(i).1.-- Die summative Induktion (22/33)	28
B.(I).2.-- Einführung in die vergleichende Ordnung (33/66).	42
A. – Das Lemma. (33/42)	43
B.-- Die Analyse (Antragsmodell) (42/66)	55
B.(ii). – Die „neue“ und die „wissenschaftliche“ Dialektik als Harmologie (67/87)	87

1. – Die „neue“ (moderne) Dialektik (67/75)	87
2. – Zeitgenössische Dialektik (76/87).	98
II. Theoriebasierte Modelle (88/158)	114
1. – Ein dogmatisches Modell der vergleichenden Ordnung (88/93) ..	114
2. – Phänomenologie als vergleichende Ordnung (94/112).	121
3. – „Formale Logik“ als vergleichende Ordnung (113/118)	146
4. – Die idiographische Theorie des Denkens (119/125)	154
5. – Die Idee des „Verstehens“ (= „verstehende“ umfassende Methode) (126/158)	162

L1

Vorwort 1/3)

(i) Der Zweck dieses dreijährigen Kurses ist die „Propädeutik“. „Propaideia“ und/oder „Propaideuma“ bedeuten im Altgriechischen (bei Platon, Politeia 536d) so viel wie „einführende“ (oder „elementare“) Unterweisung.

Dies beinhaltet zwei Denkansätze: Erstens vermittelt dieser Kurs Informationen, jedoch nicht im Sinne eines Dilettanten (Amateurs) oder Spezialisten; es geht um Allgemeinbildung; zweitens vermittelt er Methoden; daher verliert er sich nicht in Moden oder Ideologien (einseitigem, ja fanatischem Denken).

(ii) Dieser dreijährige Vorbereitungskurs führt naturgemäß in erster Linie zur Philosophie, aber auch zur Rhetorik und zur Wissenschaftslehre (der bestimmten oder positiven Wissenschaft). Die Philosophie ist schließlich von beiden unterscheidbar, aber nicht von ihnen trennbar.

Zunächst einmal artikuliert der Philosoph seine Ideen in Texten; er verortet sich in einer Tradition von Texten (intertextueller Aspekt), die er selbst liest; nun ist Rhetorik, insbesondere seit der griechischen Protosophistik (-450/-350), Textkompetenz und Theorie über Textkompetenz.

Zweitens ist der Philosoph – mit Ausnahme irrationalistischer Denker (und auch diese bedienen sich der Vernunft) – bestrebt, wissenschaftlich vorzugehen (methodisches Vorgehen) und sich, so gut

es geht (wir leben in einer Zeit der rasanten Entwicklung spezialisierter Wissenschaften), über deren Ergebnisse und Grundlagen auf dem Laufenden zu halten (Informationsniveau). Der Begriff „Propädeutik“ bezeichnet übrigens die Grundlagen einer Wissenschaft .

(iii) Isokrates von Athen (-436/-338)

Er befürwortete eine „Allgemeinbildung“, die das Fundament seiner Rhetorik bildete. Philosophie und spezialisierte Wissenschaften waren integraler Bestandteil dieser Allgemeinbildung und unerlässlich, um einen Text verantwortungsvoll zu verfassen und/oder vorzutragen. – Wir stehen in dieser Tradition.

L2

Notiz-- (ich) *CJ De Vogel, Griechische Philosophie , I (Thales bis Platon)*, Leiden, 1950, 2, stellt fest, dass der Fachbegriff „filo.sofia“ (wörtlich: „Weisheitssinn“; man denke an unsere „Philosophie“) zwei Bedeutungen umfasst:

A. eine weite Bedeutung,

d.h. der systematische Erwerb von „Weisheit“, um dem Ideal der allgemeinen Entwicklung so weit wie möglich nahezukommen; *Herodot von Halikarnassos* (-484/-424), der Begründer der „Geschichte“ (Geologie und Ethnologie), *Hist.* , 1:30,-- später *Thukydides von Athen* (lateinisch Thukydides; -460/-399), der hochgelehrte Begründer der Geschichte , *Peloponnesischer Krieg* ., II: 40,-- noch später Isokrates von Athen (-436/-338), der Rhetoriker, verwenden das Wort „Philosophie“ im weitesten Sinne von „Allgemeinbildung“ – man sieht, dass „sophia“ (lat.: „sapientia“, Weisheit) – praktisch gesprochen – „allgemeine Entwicklung“ bedeutet;

B. eine engere Bedeutung,

nl. die spezialisierte Aneignung dessen, was seit Puthagoras von Samos (-580/-500) und den Paläoputhagoresen (den ältesten Schülern des Puthagoras (lateinisch: Pythagoras) (-500/-300) als „Philosophie“ bezeichnet wird, d. h. eine stark von akademischen Disziplinen geprägte Philosophie, mit der die Spezialisierung beginnt; – doch weder Puthagoras noch die Paläoputhagoresen wollten mit der alten

(archaischen) „Weisheit“ brechen, d. h. der Gesamtheit der Fähigkeiten, mit denen der Mensch jener Zeit das Leben und seine Herausforderungen bewältigen konnte.

De Vogel, oc, 3, erwähnt kurz die sieben Weisen von Hellas, unter denen Thales von Milet (-624/-545) allgemein als der erste spezialisierte Philosoph (speziell als 'fusikos', Physiker, Naturwissenschaftler und Naturphilosoph) angesehen wird.

Daraus lässt sich erkennen, dass die Grenzen zwischen Allgemeinbildung und spezialisierter Philosophie (und/oder spezialisierter Wissenschaft und später auch Rhetorik) nicht klar abgrenzbar sind.

(ii) Hellas (Griechenland) war aus dieser Sicht nur ein Beispiel für ein allgemeines kulturelles Muster. Siehe beispielsweise *W.I. Irwin, *Wisdom Literature **, in: **Enc. Britann **, Chicago, 1967, 23: 601:

L3

Der alte Nahe Osten (d. h. die Region, die Äthiopien, Ägypten; – Mesopotamien; d. h. ungefähr Iran und Irak, Kleinasien (Mikrasien, Anatolien), Armenien, – Syrien, – Arabien umfasst) kannte von den Sumerern (in Mesopotamien) und den alten Ägyptern eine reichhaltige und vielfältige Weisheitsliteratur, deren Bild wir in den Weisheitsbüchern des Alten und Neuen Testaments in Israel (insbesondere ab 1200 v. Chr.) lesen können.

Es gibt noch mehr: Das *Straßburger Kolloquium* (17./19. Mai 1962) präsentierte uns eine Gruppe von Spezialisten, die die Weisheit des alten Ägypten (acht Studien), Mesopotamien (eine Studie) und Israel (drei Studien) diskutierten (siehe *F. Wendel et al., Les sagesses du Proche-Orient ancien*, Paris, 1963, in dem *A. Volten, Der Begriff der maat in den Aegyptischen Weisheitstexten*, oc, 73/101, den altägyptischen Hylozoismus (die Idee, dass alle Materie lebendig ist) bei den ersten griechischen Philosophen am Werk sieht; Volten interpretiert „Maß“ primär als „Seelensubstanz (Flüssigkeit)“).

Siehe auch:

-- W. Bieder, *Weisheitsliteratur* , in: B. Reicke/ L. Rost, *Biblisch-Historisches Wörterbuch* , Utr./Antw., 1970, VI: 65/70 (Übersicht);

-- CA Keller, *ebd.* , 70v. („weise“ bedeutet stark, fähig, erfahren, vernünftig; -- entwickelt, normbewusst, vernünftig und gewissenhaft und somit sozial); *ebd.*, *ebd.*, 63/65 („Weisheit“ ist, in moderne Begriffe übersetzt, der zusammenfassende Begriff für den altöstlichen Humanismus („Humanismus“ im Sinne von „allgemein entwickelter Art des Menschseins“) oder „Paideia“ (Erziehungsideal).

Mit anderen Worten: In der alten östlichen Weisheit ist ein sehr starkes agogisches Element verborgen: Es geht um Emanzipation (unabhängiges Denken) und heilsbringendes Verhalten (Erlösung). Dieses agogische Element findet sich später bei den Puthagorern und, in deren Fußstapfen tretend, bei den Platonikern.

schreibt treffend in seinem *Buch „Book of Wisdom “* (*Enc. Britann.* , Chicago, 1967, S. 73, Seiten 600f.): „Die griechische Philosophie war die Erbin und in gewissem Maße auch die Schülerin der uralten Betrachtung des Ostens.“ (ac, S. 600).

L4

Philosophische Logik (Theorie des Denkens, Dianoetik).

Seit den Tagen Aristoteles von Stageira (–384/–322 v. Chr.; genannt „der Stagiriter“), dem Begründer der philosophischen Logik bzw. der Denktheorie, ist die Logik stets auf die eine oder andere Weise mit der Ontologie verbunden. Daher ein erstes Kapitel zur Ontologie.

Darüber hinaus war Logik schon immer eine Theorie der Ordnung (Harmologie). Daher, als zweite Einleitung, ein Wort zur vergleichenden Methode, dem Kern jeder Ordnung.

Nach diesen einleitenden Kapiteln können wir uns nun der eigentlichen Logik zuwenden, die im Wesentlichen drei Themen behandelt:

- Ideen (Konzepte),

- Urteile (Aussagen, Behauptungen), in denen Begriffe in einem wertenden Kontext fungieren;

- Schlussfolgerungen (insbesondere Syllogismen oder deduktives Denken), wie Deduktion, Reduktion (um zu und insbesondere induktive Reduktion) und Abduktion (oder Hypothesenbildung).

Angewandte Logik oder Methodik werden üblicherweise in einem separaten Abschnitt behandelt. Wir werden die Anwendungen – oder, wie sie heute oft genannt werden, „Anwendungsmodelle“ – jedoch nicht separat behandeln, sondern sie in den logischen Text selbst integrieren.

—Betrachten wir die Hauptmerkmale des Gegenstands des ersten Philosophiejahres. „Philosophie“ war üblicherweise „geordnetes, d. h. logisch strenges Denken“. Nicht ohne Grund nannten die Peripatetiker (Aristoteliker) die Logik ihres Meisters „Organon“ (lat.: instrumentum, Instrument, – hier des Intellekts).

Darüber hinaus ist in der Tradition von Aristoteles’ Lehrer Platon von Athen (–427/–347), dem Gründer der Akademie, eine Ordnungslehre untrennbar mit dem philosophischen Denken selbst verbunden. In diese platonische Tradition wollen wir eintauchen: Alles Sein (die Wirklichkeit) ist Denken (durchdachtes, engagiertes Denken); Denken bedeutet, dieses durchdachte Sein in Form von Ideen (Gedankeninhalten) in uns in volles Bewusstsein treten zu lassen. Diese Art von Bewusstsein wird durch ontologisch begründete Logik ermöglicht.

L5

I. Einleitung (5/78)

IA Ontologische Einführung. (5/19)

Im ersten Punkt werden wir die ontologische Methode (lemmatisch-analytisch) näher erläutern. Anschließend werden wir im zweiten Punkt Folgendes diskutieren:

(i) „Sein“ als an sich Sein und

(ii) Sein als notwendiger und/oder hinreichender Grund oder Grundlage (wie z. B. Horizont).

Definition der Ontologie.

Zunächst eine Beschreibung. - Der Begriff Ontologie stammt von *Joh. Clauberg* (+1665), der in seiner *Metaphysica* (1646) sagt, dass „Ontologie“ eine Art Wissenschaft sei, die sich mit dem Sein als dem Sein selbst, insofern es existiert, befasse.

Clauberg fügt hinzu: „(Es betrifft in diesem Zusammenhang a) eine ‚natura‘ (eine Seinsweise), die charakteristisch ist für:

- (i) alle (Menge; summative Induktion) und
- (ii) alle getrennten (einzelnen) Wesen“.

Folgerung: Eine solche Wissenschaft ist „*catholica universalis*“ (allgemein in Bezug auf den Gegenstand); mit anderen Worten, nichts fällt außerhalb von ihr (allumfassende Natur).

2. Ontologie als Angelegenheit,

Das Denken als menschliche Tätigkeit ist jedoch viel älter: *G. Thiné* *A. Lempereur, Dictionnaire général des sciences humaines*, Paris, 1975, 673, spricht von einer Art Ontologie als „metaphysischer“ Ontologie, im Gegensatz zur „formalen“ Ontologie des Phänomenologen Edmund Husserl (1859/1938) und der „fundamentalen“ Ontologie des Existenzialisten Martin Heidegger (1889/1976).

Hier befassen wir uns in erster Linie mit dem „Metaphysischen“, dessen Ursprung im Denken des Parmenides von Elea (-540/...), einem der ersten antiken griechischen Denker, liegt und das sowohl von Aristoteles (L.4), seinem eigentlichen Begründer, als auch in der kirchlichen Scholastik des mittleren Jahrhunderts (800–1450) zur vollen Entfaltung gebracht wurde. Wir stehen somit vor einer alten und etablierten Tradition.

Biblisches Beispiel .

-- *O. Willmann* (1839/1920), *Abriss der Philosophie* (*Philosophische Propädeutik*), Wien, 1959-5, 329/460 (*Historische Einführung in die Metaphysik*; id., *Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung*, Kempten / München, 1909;

--- *D. Mercier, Metaphysique générale ou Ontologie* , Löwen / Paris,

1923-7.

L6

Lematic-analytische Ontologie.

Platon von Athen (L.4) ist der Begründer der lemmatisch-analytischen Methode. Sie verläuft in zwei Schritten.

(i) Zunächst das Lemma, die Anticipatio (Praesumptio) – die Vermutung (Hypothese, Annahme). Was das Sein betrifft, wissen wir zunächst nur vage, was Sein ist. Der Grund: Wir verwenden täglich das Verb und das Substantiv „Essenz“ sowie das Adjektiv „wesentlich“. Und wir verwenden es sinnvoll.

(ii) Dann die „Analysis“, die Analyse (Zerlegung, Entwirrung). – Wir werden nun auf den folgenden Seiten, ausgehend von unserem anfänglich vagen Seinsbegriff, das Sein klären, „explizitisieren“ und weiter erläutern.

(I) -- Wenn überhaupt, dann Tatsache und Seinsweise.

(1) gesunder Menschenverstand (Eng. gesunder Menschenverstand (*Thomas Reid* (1710/1796; *Eine Untersuchung über den menschlichen Geist über die Prinzipien des gesunden Menschenverstands* (1764) und die ihm folgende schottische Schule haben einen Begriff von 'Sein', 'Essenz', 'wesentlich', wie aus der folgenden elementaren linguistischen Analyse hervorgeht.

(i) „Wer ist Theagenes? Und Charikleia?“

Antwort: „Die Helden aus dem Liebes- und Abenteuerroman *Aithiopica* von *Heliodorus von Ephesus* (zwischen +300 und +400)“.

Anmerkung: „are“ wird in Verbindung mit „who“ oder „heroes“ ausgesprochen. Man ist schließlich „jemand“ (Kennzeichnung des Sprachgebrauchs).

(ii) „Wo sind Charikleia und Theagenes?“

Antwort: „Sie befinden sich in der Region der Nilmündung“ (lokaler Sprachgebrauch).

(iii) „Wie war Charikleia?“

Antwort: „Ein junges Mädchen saß auf einem Felsen – so schön, dass sie das Bild (Imago) einer Göttin hatte.“ (So Buch I, 2,1). (Weitere Erläuterung bzw. üblicher Sprachgebrauch).

Wir könnten so weitermachen.

Nur noch eine Frage: „Gibt es Charikleia?“

In diesem Fall kommt es nicht auf den Ort an, sondern allein auf die Tatsache, ob sie dort ist. – Die drei vorhergehenden Fragen waren „Was“-Fragen; die letzte Frage war eine „Ob“-Frage.

(2) M. Heidegger (L.5), bekannt für seine grundlegenden Forschungen zum Sein und zur Erkenntnis des Seins (daher der Name „Fundamentalontologie“), sagt: „Menschsein (‚Dasein‘) heißt **(i)** Sein **(ii)** in einer bestimmten Weise, nämlich **(i)** während er selbst ‚ist‘, **(ii)** versteht der Mensch unmittelbar ‚etwas Sein-Ähnliches‘.“ (Sein und Zeit, I, Tübingen, 1949–46 (1927–21), 17).

L7

Übersetzt in das Sprachspiel des gesunden Menschenverstands (i von Jan-und-Alleman) lautet dies: **(i)** weil wir selbst 'sind' (in unserer eigenen Weise existieren), **(ii)** wissen wir ansatzweise, was 'Sein' im Allgemeinen ist.

Soviel zum Lemma jeder Ontologie, also ihrem Ausgangspunkt, so vage er auch sein mag.

1. Aus der Dualität der Fragen und Antworten (Z.6) oben offenbart sich bereits der Grundbegriff des Seins, nämlich das Sein (unabhängige Wirklichkeit) an sich.

1. Tatsächlich übersetzten die Scholastiker (L.5) 'his' (esse, ens) mit dem Wort 'res' (Sache, Materie, -- im Sinne von 'was an sich, objektiv, unabhängig von meinen und deinen Gedanken existiert').

2. Und sie interpretierten „res“ (Realität) auf zwei Arten:

a. als „essentia“ (von Aristoteles „ousia“, Wesen), d.h. als Antwort

auf die Frage nach dem Was, nämlich als Seinsweise;

b. als „Existenzia“ (Existenz, Faktizität), d.h. als Antwort auf die Frage „ob“, nämlich Sein als „Dasein“ (tatsächliches Sein).

Zusammenfassend

Etwas (res) mit folgenden Eigenschaften:

a. etwas anderes sein als die anderen (Komplement von „sein“);

b. sein, inmitten der Übrigen (Komplement von 'sein').

Betrachte den begrifflichen Gehalt des „Seins“ als das Sein an sich.

Dies ist unsere erste Analyse des Lemmas „sein“.

2. Aus denselben zwei Arten von Fragen und Antworten wird der begriffliche Umfang des Seins unmittelbar deutlich. – Beachten Sie den Rest (das „Komplement“ des Seins); wann immer wir eine „Note“ (begriffliche Eigenschaft) beschreiben: Wir kommen nicht drum herum! Ohne das totale Sein ist ein Augenblick, ein Element, ein Glied dieses allumfassenden oder totalen Seins letztlich undenkbar und unaussprechlich.

Wie Clauberg in seiner Definition der Ontologie (L.5) sagte.

(i) alle „Wesen“ (Wesen) zusammen und

(ii) jedes einzelne (im Singular) sind sie, alle und jedes, 'sind', so dass wir sie als 'Seinsweisen' und Faktizitäten bezeichnen).

L8

Der „Beweis“ durch Widerspruch.

(i) Wir haben soeben ein ontologisches „Modell“ (Idee, Konzept) entworfen: Ausgehend von einem eher vagen Gebrauch haben wir die Idee des „Seins“ (Wesen, Wesen) zur Dualität „Wesen/Existenz“ als Existenz an sich geklärt.

a. Um es klarzustellen – es ist schwierig, von einem formalen „Beweis“ für das Sein zu sprechen –, dass das, was wir als Modell entworfen haben, korrekt ist.

b. Wir schlagen das Gegenmodell vor, nämlich „etwas“ (?), das **(i)** keine Seinsweise aufweist und **(ii)** keine Faktizität besitzt: Ein solches Ding ist sowohl undenkbar als auch vor allem unwirklich (unwirklich).

Wir sagen „undenkbar“ im Sinne von „unmöglich, sich das als real vorzustellen“. Denn wir haben es tatsächlich als Gegenmodell „gedacht“ (aber um zu zeigen, dass es unwirklich ist (unwirklich, Nichtsein, „Nichts“)).

Da es hier keine dritte Möglichkeit zwischen „Sein“ und „Nichtsein“ gibt, muss das Modell demnach real und das Gegenmodell irreal sein. Soweit zum Inhalt des Begriffs.

(ii) Was den Anwendungsbereich des Begriffs betrifft, folgt hier die Tabelle.

Angenommen: das Gegenmodell, nämlich „etwas“, das außerhalb des Seinsbereichs liegt. Offensichtlich

(i) Ist es denn nicht etwas anderes als der Rest des Seins (denn es hat keine eigene Seinsweise) und

(ii) Es ist nicht da, inmitten des übrigen Seins (denn es hat keine eigene Faktizität).

Fazit: Zweimal wird festgestellt, dass etwas Unwirkliches ist. Außerdem heißt es: „Etwas dieser Art befindet sich im absoluten Nichts.“

Mit einem einzigen Wort sagt man über die allumfassende Natur des Seins (außerhalb dessen es absolut nichts gibt), dass das Sein „transzendental“ (allumfassend) ist, weil es „absolut“ ist (was bedeutet, dass es mit dem absoluten Nichts in Verbindung steht und völlig unabhängig ist).

Anmerkung: -- Man kann „Ontologie“ durch „Theorie der Realität“ ersetzen: Der Leser versteht nun, warum.

Notiz: -- RA Koch, *Die Uraxiome in ihrer Bedeutung für die philosophischen Grunddisziplinen*, in: *Tijdschr. v. Fil.* , 31 (1969), 4: 749/766, drückt dies wie folgt aus.

(1) „Es ist eine Sache des Ganzen mit allen Teilen. Jedes Seiende ist **(a)** ein Teil des Ganzen oder **(b)** das Ganze selbst.“

(1) „Es gibt ein Universum (transzendentes Ganzes) mit all seinen ‚Teilen‘ (Momenten, Elementen). Jedes ‚Wesen‘ ist entweder ein Moment des Universums oder das Universum selbst.“

(1) Es gibt ein Ganzes mit allen Teilen. Das Ganze ist ein Ganzes, der Teil des Ganzen oder das Ganze selbst.

„(1) Es gibt ein Universum, das ‚validiert‘ (Wert repräsentiert), mit all seinen Momenten (‚Teilen‘). Jedes ‚Wesen‘ ist etwas, das ‚validiert‘ (Wert repräsentiert), sei es das Universum selbst oder ein Moment davon.“

Erläuterung.

Viele missverstehen den Begriff des „Realen“ (Seins). Wenn der Begriff des „Seins“ (der Realität) als wahrhaft unbegrenzt (transzendental) verstanden werden soll, um wahrhaft ontologisch zu sein – und nicht als der allzu vage Alltagsbegriff (siehe unser Lemma; L.6) –, dann müssen die folgenden Bemerkungen berücksichtigt werden.

1. Das Sein, philosophisch (metaphysisch) verstanden, als Fachbegriff (streng genommen Fachbegriff), umfasst alles – sowohl alles, was wir im Alltag als „real“ bezeichnen, als auch das, was wir darin als „vorgestellt“ bezeichnen.

Grund: Was ich, du und alle anderen uns vorstellen, ist nicht nichts, sondern etwas, nämlich eine bloß vorgestellte Realität, die aber dennoch eine (wenn auch schlecht vorgestellte) Realität darstellt.

Ebenso umfasst der philosophische Begriff des Seins alles, was bereits gedacht wurde, aber auch alles, was noch nicht gedacht wurde.

2. Das Sein, philosophisch verstanden, umfasst sowohl das Reimende (konsistente, widerspruchsfreie) als auch das Absurde (L.8), - letzteres insofern, als es lediglich gedacht und formuliert wird.

Begründung : Der bloße Gedanke, so unmöglich er auch sein mag (und absurd er schließlich ist), ist nicht nichts, sondern etwas. Wenn ich also nur an einen quadratischen Kreis denke (was natürlich unmöglich ist), dann ist das etwas. Andernfalls wäre ein Widerspruchsbeweis unmöglich.

3. Das Sein umfasst, philosophisch gesprochen, sowohl das rein Mögliche als auch das absolut Unmögliche. – Letzteres allerdings nur als vermeintliches Gegenmodell zum Realen bzw. zum Möglichen.

Begründung: Nichts kann durch unser Denken (das im Wesentlichen auf das Sein ausgerichtet ist) „berücksichtigt“ werden.

L10

Mit anderen Worten: Selbst das Unberücksichtigte – das Undenkbare – kann „berücksichtigt“ (gedacht) werden (wenn auch als „unberücksichtigt“ bzw. „undenkbar“).

(II) -- Etwas, dann ein, wahr, wertvoll.

O. Willmann, *Geschicht des Idealismus* , III (*Der Idealismus der Neuzeit*), Braunschweig, 1907-2, 1036f (sowie seine Die wichtigsten (L.5v.), 62; 88; 123; außerdem in seiner *Historischen Einf.* (L.5), 353ff.) erwähnt eine Reihe von Grundgedanken (Grundbegriffe), die in der ontologischen Tradition immer wiederkehren.

1. Ursprung der Serie.

O. Willmann, *Die Gesch.* , 1036f., stellt fest, dass die Reihe der transzendent verwendeten (und daher als „transzendental“ bezeichneten) Ideen die Kombination einerseits der paläoputhagorischen (zwischen -550 und -300) Grundideen, des Einen (unteilbar, kohärent, vereint) und des Denkbaren (des sogenannten „Wahren“ im Sinne von „dem Denken Entsprechenden“), und andererseits der platonischen (aus Athen (-427/-347) seit Platon stammenden) Grundideen, des Seins und des Wertvollen (des sogenannten „Guten“), ist.

2. Das Wesentliche der Serie.

a. Was das Sein (Platons) betrifft, verweisen wir auf das Obige.

b. Die drei anderen Grundideen sind nichts anderes als das Sein, insofern es die notwendige und, aus transzendentaler Sicht, hinreichende Bedingung dreier menschlicher Tätigkeiten ist.

a.-- Der Transzendente (10/13).

a. Wie M. Heidegger ausführt, ist der Mensch die Art von Sein, die, während und weil sie selbst „ist“ (als faktische Existenz, ausgestattet mit ihrer eigenen Seinsweise (L.7v.)), einen transzendentalen Seinsbegriff besitzt.

Wir haben nun gesehen, dass dies immer eine Komplementierung, Klassifizierung oder vielmehr eine Aufteilung des Seins in ein einzelnes betrachtetes Sein (etwas) und den Rest des Seins impliziert (umfasst).

Dies beweist, wenn auch fast immer unbewusst, dass der Mensch seine klassifizierende Sammlung mit sich bringt. Wir vergleichen (stellen einander gegenüber) das Eine (Sein) mit dem Rest (des Seins).

Die vergleichende Methode scheint uns angeboren zu sein. Warum? Weil das Sein als Kohärenz oder Einheit einer Vielzahl (Elemente) von Anfang an klar vor unseren Augen liegt.

11

Anders ausgedrückt: Sein als eine Vielzahl faktischer Seinsweisen, die durch gegenseitigen Vergleich – dies ist menschliche Tätigkeit, deren Bedingung der Möglichkeit das Sein ist – ihre Kohärenz (Einheit) beweisen, ist unmittelbar ein erhellendes Licht. Jean Piaget (1896/...), der genetische Psychologe, und seine Schule führten umfassende Forschungen zur Strukturierung des kindlichen Verhaltens durch. Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen.

(i) – Kinder im Alter von vier bis fünf Jahren organisieren eine Reihe

(Sie sehen eine Verbindung oder Einheit) Stäbe S1, S2. ..., Sn, tatsächlich paarweise (jeweils zwei, kommen aber anscheinend nicht viel weiter).

selbst schreibt in *Genetische Erkenntnistheorie (Eine Studie über die Entwicklung des Denkens und des Wissens*, Meppel, 1976, 36): „Die vier- bis fünfjährigen Kinder, die ich zusammen mit A. Szeminska untersuchte,

(i) kannten ihren Weg von zu Hause zur Schule und umgekehrt vollkommen selbstständig;

(ii) aber sie waren noch nicht in der Lage, sich diese mithilfe von Spielmaterialien vorzustellen, die die verschiedenen wichtigsten Sehenswürdigkeiten (Gebäude usw.) darstellten.“

(ii) - Im Alter von fünf bis sechs Jahren organisieren dieselben Kinder,

Ebenso wie im vorherigen Modell werden die Stäbe nach Größe sortiert. Allerdings – anstatt dies wie zuvor nur paarweise tun zu können („Dieser Stab ist größer als jener Stab“) – ordnen sie die gesamte Reihe durch Ausprobieren nach Größe.

Mit anderen Worten, der Wirkungsbereich einer Einheit (Kohäsion) wurde erweitert. Und zwar auf die gesamte Reihe.

Piaget selbst schreibt, op, 45v.: „Die Transitivität ‚Wenn a größer, kleiner, gleich b ist und wenn gleichzeitig b größer, kleiner, gleich c ist, dann ist auch a größer, kleiner, gleich c‘ ist in diesem Stadium noch nicht transparent (beherrscht).“

Wenn das Kind beispielsweise zwei Stöcke gleichzeitig sieht, wobei S1 kleiner als S2 ist, und anschließend zwei Stöcke, wobei S2 kleiner als S3 ist, dann schließt es nicht daraus, dass S1 kleiner als S3 ist, es sei denn, es sieht alles gleichzeitig.

(iii) – Systematisches Organisieren beginnt erst im Alter von sechs bis sieben Jahren

Angeichts des Problems, dieselbe Reihe von Stäben immer wieder nach Größe zu sortieren, wählen die Kinder nun Folgendes:

L12

(i) zuerst unter allen Stäben (der Gesamtheit der Stäbe) den kleinsten (den sie, gemäß ihrer tatsächlichen Beschaffenheit, von den übrigen unterschieden (Komplement (L.7; 10)));

(ii) dann wählen sie innerhalb dieses Restes (Komplements) wieder das kleinste aus; usw. -- Piaget, *Psychologie und Erkenntnistheorie*, Utr./Antw., 1973, 38v.:

(A) Das Gegebene.

Nehmen wir als Beispiel die Erhaltung (Identität trotz Veränderung) oder „Invarianz“ einer Menge von Objekten. Zum Beispiel zehn bis zwanzig Perlen in einem Glas.

a. (die Handlung).

Anschließend bitten wir die Testperson (das Kind), eine gleiche Anzahl blauer Perlen in Glas Z und rote Perlen gleicher Form und Größe in Glas B zu legen. (...).

b. (die Handlung).

Wenn nun zwei identische Mengen gebildet wurden, wird das Kind aufgefordert, den Inhalt des Glases B in ein Gefäß C zu gießen, das sich in seiner Form unterscheidet (z. B. ist C ein Glas, das höher (niedriger) und schmaler (breiter) ist als die beiden vorhergehenden.

(B) Die angeforderte (gesuchte).

Anschließend wird das Kind gefragt, ob sich in A und C noch die gleiche Anzahl (Erhaltung, Identität durch Variationen, Invarianz) von Perlen befindet.

Diesen Test (Test der Identitätseinsicht) kann man natürlich auch mit immer wieder wechselnden Formen (Konfigurationen) von Brillen wiederholen: In diesem Fall spricht man von einem induktiven Test.

(C) Die Antwort.

(i) Die Kleinen leugnen die Erhaltung. Oder besser gesagt: Sie halten sie nicht für notwendig. So befinden sich für einige mehr Perlen in C als in A, „weil die Perlen in C höher liegen“. Andere wiederum meinen, es gäbe weniger Perlen in C, „weil das Glas, in dem sie jetzt gefasst sind, schmaler ist“.

(ii) Im Alter von etwa sechs oder sieben Jahren – so Piaget – begreifen Kinder jedoch die Menge (Einheit in der Vielfalt) als invariant, unabhängig von der wahrnehmbaren (d. h. sinnlich wahrnehmbaren)

Konfiguration (geometrische Form).

(iii) Im Alter von etwa elf bis zwölf Jahren lernt das Kind durch mündliche Anweisungen zu vergleichen.

L13

a. Bis jetzt hat sich das Kind, außer zögernd, nicht von den physikalisch realen Daten (tatsächlichen Seinsweisen (L.7)) gelöst, die sich in – was Piaget beobachtbare Konfigurationen nennt – realisieren.

b. Nun aber beginnt es, durch Worte (sprachliche Zeichen: semiologische, semiotische Phase) zu vergleichen und zu ordnen:

(a) Gegeben: Ediths Haar ist blonder als das von Suzanne, aber dunkler als das von Lili;

(b) Auf die Frage: Welches der drei Mädchen hat jetzt das dunkelste Haar? Darauf antwortet das Kind sofort, ohne das Haar sehen zu müssen.

Entscheidung.

Das Transzendente – das eine Sein – ist das Licht, das den Menschen schon von Kindheit an hinsichtlich der Vergleichbarkeit und Ordnung der Dinge (der tatsächlichen Seinsweisen) erleuchtet. – Doch erst in der Ontologie tritt dieses Transzendente – das eine Sein – in Erscheinung, wenn der Mensch sich seiner bewusst wird.

b. – Die transzendente Wahrheit. (13/16)

1. Anmerkung: „Wahrheit“ ist hier als Erkennbarkeit und Vorstellbarkeit zu verstehen. Platonisch ausgedrückt: Idee.

Anders ausgedrückt, wie bereits erwähnt (Z. 4), ist alles Sein gedachtes Sein, „noèton“, verständlich, durch den „nous“ (Intellectus, Verstand) erfassbar. Oder anders formuliert: Sein und alles Verstehen bedingen einander. Sie sind aufeinander abgestimmt. Oder noch einmal: Sein ist intellektuell, ideal.

2. Die Definitionen von „Wahrheit“, wie sie im Umlauf sind, hängen von dem oben genannten transzendenten Wahrheitsbegriff sowie von der absoluten Bedingung der Möglichkeit ab.

a. Heideggers Definition von „Wahrheit“ als Enthüllung (a.lètheia), d. h. als das Hervortreten faktischer Seinsweisen (L.7) vor dem Betrachter unserer intellektuellen Aufmerksamkeit, ist somit eine, die Wahrheit aus dem bestimmt, was Phänomenologen mit ihm „Begegnung“ (Encounter, rencontre) nennen, d. h. die Bekanntschaft mit etwas (in seiner faktischen Seinsweise).

Was sich nicht offenbart (man denke an unser Lemma), bleibt in der Tat verborgen und ist unmittelbar unerkennbar und unvorstellbar. Doch nur das, was **(i)** Tatsache(heit) und **(ii)** Seinsweise besitzt, offenbart sich. Und zwar als solches.

b. Alle anderen Wahrheitstypen gründen auf Heideggers Wahrheit der Begegnung. Tatsächlich kann der Mensch erst nach (oder zumindest während) der Kenntnis tatsächlicher Seinsweisen vergleichen.

L14

1. Die erste Art des Vergleichs ist der der sogenannten logischen Wahrheit.

Dieses Exemplar weist zwei Aspekte auf.

a. Erstens besteht die Übereinstimmung (Ähnlichkeit) zwischen unserer Erkenntnis und der Sache selbst. Das Urteil (der Satz) ist hier in erster Linie Träger der sogenannten „logischen“ Wahrheit: Es besagt schließlich, ob das Prädikat (die Aussage) des Subjekts (Themas) formuliert werden kann oder nicht.

b. Die zweite ist die der wechselseitigen Verbindung oder Kohärenz zwischen einerseits den Aussagen über die betreffende Sache (faktische Seinsweise) und andererseits den Momenten (Aspekten, Elementen) der Sache selbst.

2. Die zweite Art des Vergleichs ist der der sogenannten ethischen (moralischen, moralischen) Wahrheit.

Dies ist eine Form der Korrespondenz, nämlich die zwischen den durch Ideen oder Worte (tatsächliche Seinsweisen) bekräftigten Einsichten und den Handlungen (Praxis) desjenigen, der sie bekräftigt.

Anders ausgedrückt: die Übereinstimmung von Verhalten und Wort oder Gedanke.

3. Die dritte Art des Vergleichs ist die der sogenannten pragmatischen (besser: peirastischen) Wahrheit.

Dies ist ebenfalls eine Art von Übereinstimmung, nämlich zwischen der leitenden Idee (Hypothese, Abduktion) eines Experiments („peira“ bedeutet im Altgriechischen „prüfen“) und dem Ergebnis (Outcome) desselben Experiments.

Eine besondere Form davon ist die Wahrheit des Schicksals: Das Schicksal, das uns widerfährt, ist in der Tat eine Prüfung – doch im Gegensatz zum Experiment liegt sie außerhalb unseres Willens und unserer Einflussmöglichkeiten – unserer Vorstellungen und Ansichten über Lebensstandards. Wer nach dem Prinzip der „Mäßigung“ lebt, sollte nicht so leicht das Schicksal eines Trunkenboldes erwarten!

Anders ausgedrückt: Genau wie in einem Labor sind unsere Ansichten über das Leben Ursachen von Schicksalen (Folgen), als Wahrheit über unsere tatsächliche Seinsweise.

Entscheidung.

Von der Wahrheit der Begegnung bis hin zur Wahrheit des Schicksals – all diese Arten von Wahrheit haben als Bedingung der Möglichkeit die Tatsache, dass der Mensch, wie Heidegger sagt, über sein „Seinsverständnis“ (die Idee des Seins) verfügt, welches, wie wir oben gesehen haben, als ein Licht wirkt, das erleuchtet (mit anderen Worten: eine notwendige und hinreichend transzendente Bedingung allen Verstehens und Begreifens, allen Wissens und Denkens ist).

L15

Dass dies der Fall ist, zeigt sich schon seit Jahrhunderten an den sogenannten Denkgesetzen. – In Lehrbüchern werden sie üblicherweise in Form von drei kurzen Sätzen dargestellt.

a. Das Identitätsgesetz. -- „sein(e) ist sein(e)“.

Damit drückt die denkende Person aus, dass sie:

1. Sobald man mit einer faktischen Seinsweise konfrontiert wird (Begegnung; L.13), denke man an Heideggers Unverhülltheit --, und darüber hinaus an Ehrlichkeit (diese ethische Wahrheit ist immer, naturgemäß notwendig, im Akt der Bejahung selbst gegenwärtig).

2. kann aus Gewissensgründen nichts anderes tun, als zuzugeben, dass das, was er über die Umstände weiß (wahrnimmt, interpretiert) (‘Umstände’ ist ein zusammenfassendes Wort für ‘tatsächliche Seinsweise’), tatsächlich als ebendiese Umstände und nichts anderes anerkannt, bekräftigt, bestätigt und bestätigt werden muss (Ausschluss des Komplements des Seins; L.7).

b . Das Gesetz des Widerspruchs oder der Absurdität. „Sein und Nichtsein können unmöglich gleichzeitig bejaht werden.“

Der denkende Mensch, konfrontiert mit dem Sachverhalt und seinem Gewissen, drückt somit aus, dass „etwas“ (Sein), Faktizität und Seinsweise – stets L.7 – entweder vorhanden (Sein) oder abwesend (Nichtsein) sind. Anders gesagt: Sein und seine Negation (Verneinung) schließen sich gegenseitig aus (sie sind widersprüchlich). Sie „reimen sich nicht“!

C. Das Gesetz vom Ausschluss einer dritten Möglichkeit.

Dieses „Gesetz des ausgeschlossenen Dritten“ (das in der Semiotik, nicht aber in der ontologischen Logik außer Acht gelassen werden kann) besagt: „Entweder ist etwas Sein oder es ist absolut nichts. Es gibt keine dritte Seinsweise (Z. 8: Beweis durch Widerspruch): Es besteht eine absolute Disjunktion zwischen dem Modell ‚Sein‘ und dem Gegenmodell ‚Nichtsein‘.“

Diese Sätze vermitteln Aussagen, keine „Axiome“ im semiotisch-logistischen Sinne (d. h. willkürlich vorausgesetzte Aussagen).

L16

Wer diese dreifach formulierte fundamentale Wahrheit – „dass Sein Sein ist und nichts anderes“ – verletzt, erleidet früher oder später sein unabsehbares Schicksal (L. 14). Es heißt auch: „Die Gesetze des

Denkens sind unantastbar“ – nicht im Sinne, dass sie niemals verletzt (übertreten) werden können: Wir sagen, dass sowohl das Absurde als auch das Absurde gedacht werden können (L. 9); wir fügen nun hinzu, dass sie auch im Leben, in der Praxis, umgesetzt werden können, „mit allen ihren Konsequenzen“ (Wahrheit des Schicksals).

c. – das transzendente Gut. (17)

1. Nochmals zur Erinnerung: Sein ist lediglich eine notwendige und hinreichende (transzendente) Bedingung für Wert und Wertschätzung. Nicht mehr. – So verhält es sich auch mit den Eigenschaften „eins“ und „wahr“. Die Transzendentalien – Sein, Eins, Wahrheit, Gut – bilden den allumfassenden Horizont unseres Lebens. „Horizont“ bedeutet hier: Bedingung der Möglichkeit.

2. Manche behaupten, der Begriff „Wert“, der anstelle von „Güte“ verwendet wird, stamme aus der modernen, steuerwissenschaftlichen Terminologie. Jedenfalls kann man den Begriff „Wert“ auch allgemein, also weder wirtschaftswissenschaftlich noch steuerwissenschaftlich, verwenden. Tatsächlich verwenden ihn heutige Werttheoretiker (Spezialisten für Werttheorie) in diesem Sinne.

Lassen wir, wie oben erwähnt, den gesunden Menschenverstand außer Acht (L.6).

Sagen A. Decoene/ A. Staelens, *Paedagogische zielkunde*, Ghent/ Leuven/ Leiden, 1920, 7, nicht Folgendes? „Das Schätzvermögen ist ein sensorisches (sensorisches) kognitives Vermögen, das Tier und Mensch gemeinsam ist, um,

(i) bei materiellen Dingen - vergleiche mit (Z.12 (unten)), was Piaget über „Wahrnehmungskonfigurationen“ sagt,

(ii) das Nützliche und das Schädliche zu erkennen.“ – Das kann tatsächlich jeder beobachten: Sein kleiner Hund verweigert manches Futter und schnappt nach anderem – ohne nachzudenken! Auch Kinder – mutatis mutandis, denn sie sind ja bereits Menschen, selbst in der gedankenlosen Phase – handeln schnell genauso!

Beide Arten gedankenloser Wahl (Präferenz und Aversion)

beabsichtigen offenbar mehr als nur das Sinnliche: In der Wahrnehmungskonfiguration (der sinnlich wahrnehmbaren Realität) sind sie auf den „Wert“ ausgerichtet (wenn auch (immer noch stark) biologisch).

L17

Im streng philosophischen Sinne, in Anlehnung an Wladimir Solowjow (1853/1900), den ersten russischen Denker von internationalem Rang unter den christlichen russischen Realisten, lässt sich das Wertempfinden auf einer höheren Ebene wie folgt charakterisieren.

1. „Wenn wir uns von dem unterscheiden, was nicht wir selbst sind, dann definieren wir das, was nicht ist, dreifach:

(i) denn es handelt sich ausnahmsweise um etwas, das von Natur aus unter uns ist;

(ii) dann wiederum ist es etwas, das uns ähnelt, da es von derselben wesentlichen Natur (homogen) ist;

(iii) Schließlich ist es etwas, das im Vergleich zu uns einen höheren Stellenwert hat. (...)“.

2. Logischerweise folgt daraus, dass die gewissenhafte (ethische, moralische) Beziehung, wie sie sein sollte, ebenfalls dreifach sein wird.

Zu Punkt (i): Es ist klar, dass wir das, was unter uns liegt (wie etwa eine instinktive Neigung, insofern sie rein aus unserer materiellen Natur entsteht; man denke an Profitgier oder exzentrischen Sex), nicht so betrachten sollten, als wäre es von höherer Natur (z. B. wenn wir in rein instinktiver Profitgier oder ebenso instinktivem Sex etwas „Göttliches“ sehen).

Zu Punkt (ii): Wenn wir mit etwas konfrontiert werden, das wir als uns ähnlich betrachten (z. B. einen Mitmenschen), behandeln wir es, als wäre es uns unterlegen (man denke an grundlose Misshandlungen von Mitmenschen oder an rassistische Verachtung). Wir sollten unseren Mitmenschen auch nicht so begegnen, als wäre er ein höheres Wesen (man denke an den Kult um Popstars oder die Verehrung von

Diktatoren).

Zu Punkt (iii): – Schließlich müssen wir das, was wir als uns selbst und unseren Mitmenschen überlegen erkennen, nicht grundlos zerstören (man denke an Kritik an Autoritäten oder am Atheismus).

Entscheidung.

Aus dieser kurzen Phänomenologie (Beschreibung des Wesens) geht hervor, dass Solowjow gemäß der tatsächlichen Seinsweise einordnet oder ordnet (Z. 7). Allerdings nicht instinktiv (wie im Sinne der Beurteilungsfähigkeit), sondern moralisch.

L18

Damit verknüpft Solovyef die drei grundlegenden ethischen Haltungen, die unser Gewissen kennzeichnen.

(1) *Zuallererst das Schamgefühl.*

(Insbesondere die Scham, d. h. das Schamgefühl in Bezug auf sexuelle Informationen. So schreibt er: „Das Schamgefühl (...) ist bereits (...) ein Merkmal, das den Menschen als Menschen radikal von allem unterscheidet, was unter ihm steht (man denke an die Tiere). Kein Lebewesen (außer dem Menschen) besitzt auch nur das geringste Maß an diesem Schamgefühl. Andererseits hat sich das Schamgefühl seit jeher gezeigt, dass es im Menschen wachsen und sich entwickeln kann.“ (*La justification du Bien* , Paris, 1939, S. 31).

Aber es gibt noch mehr.

a. Beachten Sie, was in dieser Tatsache impliziert ist: Dies verleiht dieser Tatsache eine noch tiefere Bedeutung.

1. Das Moralempfinden ist nicht bloß eine Eigenschaft, die, um das Verhalten (von außen betrachtet) zu beschreiben, den Menschen von den übrigen Tieren (dem Komplement) unterscheidet.

2. Derselbe Sinn für Moral, phänomenologisch (von innen heraus) betrachtet, beweist, dass der Mensch sich tatsächlich von der rein materiellen Natur als solcher (in ihrer Gesamtheit) – sowohl von der ihn umgebenden materiellen Natur (Ad 1) als auch von der ihm als biologischem Wesen eigenen – löst und unterscheidet.

b. Solovyef erklärt (oc, 31s.).

Tatsache ist, dass der Mensch sich seiner rein körperlichen Neigungen und Funktionen schämt.

1. Diese Tatsache offenbart ein wesentliches Merkmal: Der Mensch zeigt darin, dass er nicht bloß ein materielles Wesen ist (im Sinne von „völlig übereinstimmend mit“), sondern auch etwas anderes und Höheres.

2. Grund.

Im psychologischen Akt des Schamgefühls distanziert sich der Schamvolle von dem, wofür er Scham empfindet. (...) Wenn ich in meiner rein biologischen Natur Scham empfinde, beweise ich damit, dass keine wesentliche Identität zwischen mir (als Ich) und dieser biologischen Natur besteht. (...) Ein Wesen, das in seiner Animalität Scham empfindet, erweist sich als mehr als bloße Animalität.

L19

(2) Dann, als zweite grundlegende Haltung, Zärtlichkeit und Altruismus .

Das wahre Wesen von Empathie und Mitgefühl besteht sicherlich nicht in der einfachen Identifikation mit unseren Mitmenschen, sondern vielmehr in der Einsicht und Anerkennung der jedem Menschen innewohnenden Würde; insbesondere in seinem Recht auf:

(i) tatsächliche Existenz, (L.7) und

(ii) eine Seinsweise (L.7), die Glück einschließt. – Es gilt als erwiesen, dass nach Solowjow die Gründungsethik (Moralphilosophie) in der Verbindung mit dem besteht, was die Ontologie lehrt.

(3) Schließlich, als dritte grundlegende Haltung, Ehrfurcht.

Wenn wir – so Solowjow – uns der Existenz von etwas Allgegenwärtigem über uns bewusst sind, dann gebietet uns das Wahrheitsgefühl, uns ihm gegenüber wie gegenüber etwas Allgegenwärtigem über uns zu verhalten. Hier verortet Solowjow die Religiosität.

Entscheidung.

Sowohl das, was der gesunde Menschenverstand in Bezug auf die Einschätzung wahrnimmt, als auch das, was uns eine phänomenologische Analyse im Stil Solowjows über die Ordnung ethischer Einstellungen zum Leben lehrt – Scham, Zärtlichkeit, Ehrfurcht –, sind nur dann möglich, wenn allem Sein intrinsisch so etwas wie Wert (Güte) als Bedingung der Möglichkeit wirkt.

Allgemeine Entscheidung

Wie in Lektion 5 versprochen, haben wir Folgendes:

(i) nach der Definition des Begriffs „Ontologie“ (Metaphysik);

(ii)a . klärt das Lemma „Sein(das) als faktische Seinsweise“ in einer ersten Analyse.

(ii)b. In einer zweiten Analyse haben wir das Lemma „Sein als Horizont des Lebens“ (Bedingung der Möglichkeit, jedoch auf einer allumfassenden oder transzendentalen Ebene) ebenfalls dreifach präzisiert – als Kohärenz (das Eine), als Wahrheit, als Wert –, sodass wir die Grundlage sowohl einer Ordnungstheorie als auch einer Theorie des Wissens und Denkens (Logik) und einer Ethik (Moraltheorie) freigelegt haben.

O. Willmann (*Einf.*, 453) stellt zusammen mit Aristoteles fest, dass „Sein“ ein „Psilon“ (ein leeres Wort) sei. Mit anderen Worten: Zu sagen, alles sei eine „faktische Seinsweise“, bedeutet nichts Neues. Als Ausgangspunkt ist diese Aussage jedoch wegweisend für alle weitere Forschung.

Was wir festlegen werden.

L20

IB Harmonologische Einführung (20/87).

Linguistische Bemerkung.

Linguisten wiesen darauf hin, dass die Wörter 'alarm', 'artist',

'harmony', 'aristocrat', 'arithmetic', 'poor', 'Aryan' die gleiche semasiologische (theologische) Wurzel haben, nämlich 'ar', die die Idee der 'Kombination' ausdrückt.

1. Ebenso bedeutet das lateinische Wort „ars“ – das wir mit Geschick oder Kunst übersetzen – ursprünglich „Verbindung“ (zu einem verbundenen Werk oder Kunstwerk). Oder weiter: Das lateinische „arma“ (Rüstung) leitet sich von „armus“ (Schulter, Arm) ab; die Waffe ist schließlich mit Arm und Schulter verbunden. Im selben Sinne versteht man auch „Gelenk“ (Artikulation).

2. Die Fähigkeit, Zahlen zu kombinieren, sei es mit Ziffern und/oder geometrischen Figuren, wurde von den alten Griechen als „arithmètikè (techne)“ bezeichnet;

3. Ganz allgemein wurde dieselbe (korrekte) Kombination als „Harmonie“ bezeichnet.

4. Gesellschaftlich: Im Sanskrit werden die am harmonischsten entwickelten Menschen als „arya“, „edel“ (daher „Arier“), bezeichnet. Das griechische „aristos“, der Beste (edel, geädelt), findet sich im Kompositum „Aristokrat“.

Philosophie und Harmologie (die Lehre von der Infusion).

Einer der bekanntesten Paläoputhagoreer (L.2), Archutas von Taranton (-400/-365), drückt die Beziehung „Denken (Weisheit) / Ordnen (Kombinieren)“ wie folgt aus:

„Wenn jemand imstande wäre, alle Geschlechter in ein und dasselbe Prinzip ('archa', principium, principa) ('analsai') aufzulösen und sie, ausgehend von diesem einen Prinzip, wieder zusammenzusetzen ('sun.theinai kai sun.arth.mèsasthai'), dann – so scheint es mir – ist ein solcher Mensch der Weiseste, gleich demjenigen, der die ganze Wahrheit teilt – gleich demjenigen, der einen Standpunkt einnimmt, von dem aus er Gott und alle Dinge erkennen kann, wie Gott sie gemäß dem Modell des Gegensatzpaares ('en tai sustoichiai') und der Ordnung ('kai taxei') zusammengefügt hat.“

Dieser Text gehört zu den ältesten Lehrtexten. – So viele

Jahrhunderte später schrieb der heilige Thomas von Aquin (1225/1274), die führende Figur der Scholastik: „Sapientis est ordinare“ (Es ist die Aufgabe des Philosophen („weiser Mann“) zu ordnen).

L21

Bibliografisches Beispiel:

– Descamps, *La science de l'ordre (Essai d'harmologie)*, in: *Revue Néo-Scholastique*, 1898, 30er Jahre. ;

-- Josiah Royce (1855/1916), *Principles of Logic*, New York, 1961 (1912-1), in dem, oc, 9, ausdrücklich erklärt wird, dass die traditionelle, sogenannte Allgemeine oder Formale Logik nur ein Teil – und dazu noch ein sehr untergeordneter Teil – einer Lehre ist, deren Name „die Wissenschaft der Ordnung“ lautet.

-- Franz Schmidt, *Ordnungslehre*, München/Basel, 1956,-- in dem, oc, 11, Folgendes festgestellt wird: „Die gesamte Metaphysik (Ontologie) des Westens - von Platon von Athen (-427/-347) bis Friedrich Nietzsche (1844/1900) - erlaubt sich, als Wissenschaft der Ordnung betrachtet zu werden, so dass jedes ihrer Systeme als eine Art erscheint, über Ordnung nachzudenken.“

Anmerkung: Unser Verweis auf einige neuere Werke sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass *Aristoteles*, Platons Schüler, bereits eine Art Lexikon grundlegender Lehrgedanken aus Stageira in seine *Metaphysik* (*Buch Delta*) einfügte, ein Lexikon grundlegender Lehrgedanken (wie z. B. Element (es war nicht G. Cantor (1845/1918), der Begründer der Mengenlehre, der als Erster den Begriff „Element“ einführte!); eins und viele; gleich und ungleich (das Andere); Differenz; Gleichheit und Ungleichheit; Gegenteil; früher und später; Quantität und Qualität; relationale Vollständigkeit; Grenze; Konfiguration; Teil und Ganzes usw.).

Nach Schmidt, oc, 12, war *der heilige Augustinus von Tagaste* (ca. 354/ca. 430), die führende Figur der Patristik (Kirchenvatergedanken), der erste, der eine bewusste und eigenständige Lehre von der Ordnung verfasste (zumindest im Westen): *die ordine* (Über die Ordnung).

Der große Heilige war damals, im Jahr 386/387, Katechumene und auf dem Weg zu seiner christlichen Taufe. In seinem weltberühmten Werk * *De civitate Dei* * (Über den Gottesstaat) gibt er eine Definition der Ordnung:

Ordnung ist diejenige Konfiguration (Zusammenführung von Orten), die den Ort aufgrund der – im Vergleich – identischen und nicht identischen (*parium dispariumque*) Daten angibt.

Man kann den paläopathagorischen, eher geometrisierenden Grundgedanken noch errahnen, nämlich in der „*loca tribuens*“ (der Ortszuweisung, typisch für unser heutiges Konzept der „Konfiguration“). Hierbei ließ sich Augustinus von Cicero (–100/–43 v. Chr.) inspirieren.

L22

Das Lemma.

Die Ausführungen zum Bestellvorgang werden Folgendes beinhalten:

(i) die grundlegende Funktionsweise aller Ordnungen in Frage zu stellen, nämlich das, was klassischerweise als aristotelische (*summative*, 'formale') Induktion oder Generalisierung bezeichnet wird.

(ii) Auf dieser Grundlage der Mengenlehre werden wir Folgendes diskutieren können:

a. weitere anwendbare Modelle (in denen die distributiven und/oder kollektiven Ordnungstypen bereits implizit untersucht werden);

b. die beiden fundamentalen harmonischen Strukturen (Einheiten), wie bereits erwähnt (die distributive und die kollektive);

c. die vergleichende Methode;

d. die lemmatisch-analytische Methode.

B.(i).1. -- Die summative Induktion (22/33)

1. Als „Modell“ (dieses Bild) können wir die Bestandsaufnahme vornehmen – und zwar im weitesten Sinne. „Bestand“ ist

(i) das Ganze (die Gesamtheit, die Summe, die Sammlung)

(ii) der Objekte, die irgendwo vorhanden sind (definiert die gemeinsame Eigenschaft)

a. die Seinsweise (L.7) und

b. die tatsächliche Natur (L.7) der Elemente (hier: Objekte), welche:

a. 'irgendwo' (Ort = Seinsweise)

b. „gegenwärtig“ (Existenz als nachweisbar = Faktizität).

Soviel zum Regulierungsmodell.

2. Als (angewandte) Modelle, *Van Dale, Groot Woordenboek der Nederlandse Taal*, Utr./Antw., 1982-10, 1066v, boedelbeschrijving, Listen – die Liste (di som) der „Stukken“ (Elemente) eines „Dossiers“ (Textkorpus), die dem Richter usw. vorgelegt werden.

Biblisches Beispiel

– A. Lalande, *Vocabulaire Technique et Critique de la Philosophie*, Paris, 1968-10, 506/509;

– P. Foulquié/R. Saint-Jean, *Dictionnaire de la langue philosophique*, Paris, 1969-2, 357s.;

--John Stuart Mill, *Ein System der Logik* (1843), 3:2;

-- Pater IM Bochenski, *Philosophische Methoden in der modernen Wissenschaft*, Utr./Antw., 1961, 146;

-- R. Verhulst et al., *Mathematical Learning Package*, 1(Textbook), Antw./ A'm, 1980-3, 210;

-- Kap. Lahr, *SJ Cours de philosophie*, I (Psychologie - Logique), 1933-27, 595.

L23

(A). 1. Zwei anwendbare Modelle.

(I) Betrachten wir einen typischen Unterrichtsalltag.

Als strukturelle Methode der Verschmelzung (L.20) unserer Beschreibung nehmen wir die Reduktion (L.4 (Methode)).

(A) Beobachtung.

a. Das Gegebene (Z. 12). --

Der Lehrer hat soeben eine Reihe von Hausaufgaben korrigiert.

b. Der angeforderte (gesuchte) L.12).-- Er möchte wissen, ob er sie

alle korrigiert hat.

(B) Antwort.

(B)I . Regressive (= abduktive) Reduktion.

Da er sich daran erinnert, nichts ausgelassen zu haben, nimmt er an (= Hypothese), dass er sie tatsächlich alle korrigiert hat.

(B)II . Progressive Reduktion (= deduktive Reduktion).

Ausgehend von dem Eindruck (= Lemma), dass er sie alle korrigiert hat, folgert er, dass er, wenn er **(i) sie** alle **(ii)** einzeln prüft (Test, Verifizierung, peirastische Wahrheit (L.14) zu ihrer Verbesserung (tatsächliche Seinsweise (L.7)), dieser gemeinsamen Eigenschaft), dann Gewissheit erlangt hat.

(B)III . Peirastic Reduktion (= vollständige Reduktion).

Er untersucht nacheinander (ii) alle Abschriften.

(B)IV . Evaluative Reduktion.

Nun besitzt er absolute Gewissheit („absolut“, weil verifiziert). Sein Werturteil (V. 16ff.) lautet: „Ich habe meine Aufgabe der Besserung gut erfüllt!“

Grund: Er fasst eine Vielzahl verifizierter Fakten (Hausaufgabenkorrekturen) zu einer einzigen Einheit (Zusammenfassung) zusammen.

Insbesondere bei der evaluativen Reduktion gewinnt er neue Informationen: Er hat sie alle korrigiert; seine Aufgabe ist vollständig abgeschlossen; vor ihm liegt die Menge (= 'Gestalt') der korrigierten Arbeiten.

(II) Bevor wir mit der Analyse unseres Lemmas (summative Induktion) fortfahren, sei darauf hingewiesen, dass Ad (B) III (peirastisch ed.) als erster Schritt beim Summieren entscheidend ist: Man kann die Summe nicht bilden, ohne vorher jedes Element einzeln geprüft zu haben.

Anmerkung: Die Verifizierung ist eine Handlung (Operation). J. St.

Mill betont in seinem Anwendungsmodell nachdrücklich den operativen Aspekt (= die Art der Operation).

L24

Zunächst jedoch zwei Definitionen.

(1) – Was die alten Griechen „kuklos“ (Zyklus, Schleife) nannten, lässt sich als eine Linie beschreiben, bei der alle ihre Punkte, wenn sie nacheinander durchlaufen wurden, dazu führen, dass der Startpunkt mit dem Endpunkt übereinstimmt. Anders ausgedrückt: eine solche Summe, dass Anfang und Ende einen einzigen Punkt bilden.

(2)-- „Operational“ ist vorläufig das, was wir eine Vorschrift für ein Verhalten als Vorbedingung (AnteCeDens (lateinisch für „Zeichen“)) seiner eigenen Konsequenz (ConSeQuens (ebenda für „Folge“)) nennen.

Kurz gesagt: **(i)** „tue etwas“ (ACD), **(ii)** „und du wirst das Ergebnis haben“ (CSQ)!

John Stuart Mill (1806/1873), *A System of Logic* (1843), ein berühmtes Werk der Logik, gibt eine operationale Zusammenfassung.

(A) Beobachtung.

a. Gegeben: eine Landschaft.

b . Erforderlich: Vorlage eines operativen Nachweises, dass es sich bei der genannten Landschaft um eine Insel handelt.

(B) Antwort (Zeile 12).

(B)I.-- Regressive (abd.) ed.

„Alle Landschaften, die auf dem Wasserweg in Form eines Rundwegs erkundet werden können, sind Inseln. – Wenn die betreffende Landschaft eine Insel ist, dann kann jeder sie auf dem Wasserweg in Form eines Kreislaufs umrunden.“ (Hypothese).

(B)II.-- Progressive (Abzug.) red.

„Wenn ich ein kleines Boot nehme, mit dem ich eine Tour mache, bei der ich eine Schleife um die besagte Landschaft auf dem Wasserweg (tatsächlich: operativ) durchführe, dann liefere ich den Beweis, dass die besagte Landschaft tatsächlich (faktische Seinsweise (Z.7)) eine Insel

ist.“

Wer so spricht, entwirft ein Experiment (einen Beweis mit anschließendem Scheitern). Sein Entwurf ist eine Deduktion, gestützt auf eine allgemeine (universell gültige) Hypothese („alle Landschaften ...“). „Wenn alle (schleifenförmigen befahrbaren Landschaften), dann diese (schleifenförmige befahrbare Landschaft) hier und jetzt.“ (Von der Grundmenge zum einzelnen Element dieser Menge).

(B)III.-- Peirastic (vollständige) Ausgabe.

Ich führe die Tour tatsächlich durch. -- Durch diese Ausführung zeige ich – nicht bloß durch Vernunft (die ihr Modell entwirft), sondern durch die vernünftige Durchführung des entworfenen Experiments –, dass die Vernunft tatsächlich mit der Realität (seiner tatsächlichen Seinsweise (L.7)) übereinstimmt (die Punkt für Punkt korrespondiert).

(B)IV. – Bewertung

(Offensichtlich).

L25

Anmerkung: Man erkennt, dass in beiden Anwendungsmodellen die „Antwort“ (das eigentliche reduktionistische Denken) folgendermaßen strukturiert ist:

(A) Wahrnehmung (vgl. Heideggers Wahrheitsbegriff: Bekanntschaft (Begegnung); L.13);

(B) Pragmatische (besser: peiristische) Wahrheit

Was die erste Begegnung betrifft, so wird sie als Lemma (das eher vage und unpräzise ist) betrachtet. Mit anderen Worten: In der kurzen Skizze der verschiedenen Wahrheitsbegriffe verbirgt sich eine reduktive Struktur (Ordnung).

(A)2. Regulierungsmodell

Wir werden den allgemeinen Begriff der „summativen Induktion“ auf zwei verschiedene Arten formulieren.

1 -- Ausgangspunkt.

Intuitiv (Mathematiker und Logistiker sagen gern „naiv“) erkennt man schnell, was summative Induktion ist und welche Art von Faktizität (L.7) sie repräsentiert: Addiert man alle Teile eines Ganzen (alle Elemente einer Menge), so erhält man dieses Ganze (diese Menge). – Oder anders ausgedrückt: Existieren alle Teile (Elemente) einzeln, so existieren sie auch gemeinsam.

2.a. Erste Formulierung .

Pater Bochenski, oc, 146, formuliert es wie folgt.

(i) „Wenn $g_1, g_2, \dots, g_n$ Elemente der Klasse (*Anmerkung:* 'Klasse' ist ein Begriff, der mit Menge, Totalität, Summe, Bedeutung verwandt ist) des gegebenen g sind und sie alle seine Elemente sind (d.h.: kein anderes Element (Komplement; L.7) außerhalb dieser Elemente vorkommt) und (nach gesonderter Überprüfung) das Attribut (gemeinsame Eigenschaft) k auf $g_1, g_2, \dots, g_n$ zutrifft, dann trifft k auf alle (summierten) Elemente dieser Klasse zu.“

Mathematische Darstellung: „Wenn g_{1k}, g_{2k}, g_{nk} , dann $k (g_1, g_2, \dots, g_n)$ “. Dies, was in unserer Analyse zum ersten Mal klar gezeigt wurde, deutet auf eine distributive Struktur hin.

Der „Wenn“-Satz unterscheidet sich in gewissem Sinne nicht vom „Dann“-Satz! Und doch: Die „Gestalt“ (Form) ist anders; die Totalität als Ganzes findet zu ihrer eigenen besseren Seinsweise.

Konsequenz: Die summative Induktion wird zu Recht auch als „formale“ Induktion bezeichnet, wobei „formal“ im Sinne von „gestaltschaffend“ bedeutet.

L26

Anmerkung: -- Bezüglich des vergleichenden Charakters der Summation.

Betrachten wir eine Anwendung der distributiven Summenformel (L.25);

Beispiel: $5,10 + 5,3 + 5,2 + 5,1 = 5 (10 + 3 + 2 + 1)$;

Arithmetik: $ax + ay + az + ar = a (x + y + z + r)$.

Nur indem man die ersten Zahlen oder Buchstaben, die einzeln genannt werden, vergleicht und sie auf ihre Ähnlichkeiten (Identität) und Unterschiede (Nicht-Identität) prüft, erkennt man die distributive (unmittelbar die summative) Struktur.

2.b. Zweite Formulierung.

Wir können das regulative Modell auch in Form eines deduktiven Schlusses (= Syllogismus) formulieren.

M (maior) = Antezedens 1 (Regulierungsmodell).

(i) alle Daten g **(ii) einzeln** verifiziert ist , dann ist k sofort auch für die Summe (Totalität, Menge, Ganzes) aller g verifiziert.“

m (Minor) = Präfix 2 (Applikativmodell).

Nun, k wird für alle Daten g und für jedes einzelne verifiziert.

C(onclusio) = Nazin.

Somit lässt sich k für die Summe der Daten g sofort verifizieren.

Nochmals: Aus reduktiver Sicht (mit Betonung auf der Peirastik , der geprüften Wahrheit (L.14)) ist das Minor (zweite Antezedens) entscheidend: Die Hypothese des ersten Antezedens (Maior) wird mittels deduktiver Experimente auf ihre tatsächliche (verifizierte) Wahrheit geprüft. Die Conclusio ist lediglich die Bewertung.

Vergleiche mit der reduktiven Struktur L.23/24.

(B). Kulturhistorische Bewertung (Überprüfung).

Die Formulierung einer Theorie, selbst ausgehend von ihren Anwendungen, kann eine einfache Aufgabe sein. – Dennoch ist die Überprüfung (immer die peirastische Wahrheit (L.14)) stets wünschenswert. Man vergleicht die eigenen Ideen mit denen früherer Generationen.

L27

1.-- Summering, aus einer primitiv-archaischen Perspektive betrachtet.

Ein Anwendungsmodell. Verhulst et al., *Mathematical Learning Package* , zitiert die Erkenntnisse des deutschen Arztes und Naturforschers MHK Lichtenstein (1780/1857).

1. Er verweilte eine beträchtliche Zeit im südlichen Afrika, um bei den Xosa (dem dortigen negro-afrikanischen Volk (= Transvaal)) zu sein.

(i) „Obwohl sie Ziffern haben, benutzen sie diese selten.“

a. Nur wenige von ihnen kommen beim Zählen über zehn hinaus.

b. Die meisten Menschen können diese Zahl nicht einmal nennen.

(ii) Im Vergleich zu diesen Xosa waren bestimmte kalifornische Stämme noch weniger entwickelt: Um 1850 wurde eine Zahl größer als sechs als „sehr viele“ bezeichnet.

2. Ungeachtet dieses Zustands – der für unsere aufgeklärten westlichen Denk- und Rechenmethoden „rückständig“ ist – stellt Lichtenstein die folgenden Tatsachen fest.

(1) Die Xosa besitzen eine eigene Sommerart.

Wenn Herden von vier- bis fünfhundert Rindern nach Hause getrieben werden, bemerkt der Besitzer dies sofort.

a. ob Tiere fehlen (Faktizität: Z. 7)

b.1. wie viel und

b2. welche genau fehlen (Seinsweise (L.7)).

Wir, die aufgeklärten Menschen des Westens, werden dies nicht so schnell nachahmen! Es geht hier um plötzlich wahrgenommene Summen (sowohl einzeln als auch alle zusammen)! Diese Art der summativen Induktion wirkt eher mantisch (paranormale hellseherische Kunst).

(2) In Westafrika, unter den Negerafrikanern, verläuft die summative Induktion wiederum folgendermaßen.

Der Stammeshäuptling übergibt den Dorfhäuptlingen eine Reihe von Stöcken, sodass, wenn von diesem Tag an jeden Tag genau ein Stock einzeln entfernt wird, schließlich der Tag des Treffens kommt, an dem alle Stöcke gleichzeitig entfernt wurden.

a. Ein rein praktisches Modell der Sommerferien; jeden Tag einer,

alle zusammen!

b. Und außerdem mittels Projektion: Man bildet die Summe auf eine Menge von Stäben ab, sodass **(i)** jedem Stab **(ii)** genau ein Countdown-Tag entspricht (Mathematiker sprechen im Stil von Bourbaki von „Bijektion“ (Addition)).

2.-- Summering, das als antik bzw. klassisch angesehen wird.

Was archaische Völker auf ihre „primitive“ (paranormale oder nicht-paranormale) Weise taten, interpretierten Denker, insbesondere seit den alten Griechen, in „rationalen“ Begriffen neu.

L28

2.A. – Die antiken, mittelalterlichen und modernen Ansichten zu diesem Thema.

Zuallererst das antike Griechenland, der Ausgangspunkt für alles Weitere.

A. -- Aristoteles von Stageira (-384/-322),

In seiner Ersten Analytischen Schrift 2:23 erörterte er die summative Induktion.

Pater Lahr, Logique , 591, Zitate:

- 1.** Der Mensch, das Pferd und das Maultier leben
- 2.** Nun ja, sie sind die einzigen Wesen, die keine Galle besitzen.
- 3.** Demnach leben alle Lebewesen, die keine Galle besitzen, lange.

Hier, in diesem Anwendungsmodell, verbirgt sich die Summation hinter 'enige' ('unieke') und 'alle' sowie hinter der Aufzählung (enumerativen Summation) der Arten.

B. -- Scholastik (800/1450),

Die kirchliche mittelalterliche Philosophie sprach im Kirchenlatein von „inductio per enumerationem simplicem“ (Induktion oder Verallgemeinerung durch einfache Aufzählung. Vgl. L.22 (Inventar)).

C. -- Rene Descartes (lat.: Cartesius; 1596/1650),

Der Begründer der modernen Philosophie geht im traditionellen Sinne davon aus, dass Induktion „par dénombrements entiers“ (vollständige Aufzählungen, Inventare) erfolgen kann.

D. -- Antoine II. Arnauld (1612/1694)/ **Pierre Nicole** (1625/1695), Logique de Port-Royal (1662), 3: 19; 4: 6, spricht von „induction entière“ (vollständiger Verallgemeinerung). Auch der Begriff „totale“ Induktion wird verwendet. – Die Logiker von Port-Royal beschreiben die totale Induktion wie folgt: „

(1) die Informationen (Einblicke, Erkenntnisse), die von Haupt- und Nebenfach gemeinsam geliefert werden,

(2) kehrt zusammenfassend in der Conclusio zurück“. (Vgl. L. 26).

Mit anderen Worten: (1) was die beiden vorhergehenden Klauseln lehren, (2) was sich daraus ergibt, zusammengefasst in der Schlussklausel des Syllogismus.

2.B. Aktuelle Ansichten (28/30)

a. -- *Pater Ch. Lahr, SJ, Logique* , 595 (591), nennt die summative Induktion einfach 'aristotelische Induktion' oder auch: 'formale Induktion' (L.25 (unten)).

Seine Beschreibung:

„ (1) Was über jedes einzelne Element gesagt wird, (2) wird über die Menge gesagt (die er, in der Sprache des mittleren Jahrhunderts, als ‚rein logisches Ganzes‘ bezeichnet)“.

b. -- Georg Cantor (1845/1918), der Begründer der „formalisierten“ Mengenlehre, die er von 1874 bis 1897 veröffentlichte.

L29

Seine Zeitgenossen lehnten seinen neuen mathematischen Ansatz jedoch so entschieden ab, dass Cantor, tief enttäuscht, schließlich in einer psychiatrischen Klinik in Halle starb. Das beweist, dass Mathematik aus kulturhistorischer Sicht mehr ist als reines Denken!

1. Im Jahr 1895 formulierte *Cantor* den Begriff der „Menge“ (Ensemble, Menge) eher deskriptiv als streng mathematisch definierend wie folgt: „Unter ‚Menge‘ verstehen wir jede Zusammenfassung (L. 25) zu einem Ganzen (L. 22: Inventar als eine Art) bestimmter, unterschiedlicher Objekte, seien sie Gegenstand unserer Anschauung

oder unseres Denkens (die die ‚Elemente‘ der Menge genannt werden).“
(*Beiträge zur Begründung der transfiniten Mengenlehre*).

2. Anders ausgedrückt: Die summative Induktion (jeder Datenpunkt für sich, wenn er aus der Perspektive der Charakteristik k verifiziert wird, - alle Datenpunkte zusammen weisen k auf) führt zu folgendem Ergebnis:

- (i) bestimmte, wohldefinierte Objekte, sogenannte „Elemente“.
- (ii) „zu einem Ganzen zusammengefasst“ (Jede Zusammenfassung zu einem Ganzen).

Schlussfolgerung: Es besteht eine formale Ähnlichkeit (Modellidentität) zwischen der „Summe“ der summativen Induktion und der „Zusammenfassung zu einem Ganzen“ der (von Cantor konzipierten) Menge.

Notiz-- *E. Bouqué, De algebra der collectieen* , Gent, 1967, von dem wir die obige Beschreibung von Cantor ableiten, sagt, oc, 13, dass es von jedem 'Ding' auf zwei Arten festgestellt (überprüft) werden kann, ob es zu der betreffenden Menge gehört oder nicht:

- a. durch Auflistung aller Elemente (Zeile 28);
- b. durch Angabe einer charakteristischen Eigenschaft (Mathematiker nennen dies das „Abstraktionsprinzip“) (L25: k).

Wie man sieht, wurden im Laufe der Geschichte der Idee der „summativen Induktion“ die beiden Verifikationskriterien angewendet.

Tatsächlich gibt es zwei bis drei „ k “-Merkmale, die die Grundlage der vollständigen Aufzählung bilden.

1. Die Tatsache, dass im Aufmerksamkeitsfeld des Bewusstseins mehr als ein gegebenes g vorhanden ist ;

Bouqué spricht von „einem Mann, einem Buch und einem Gebäude“ (oc,12);

L30

- a. An sich weisen sie keinerlei Zusammenhang auf (weder

Ähnlichkeit noch Kohärenz) – es sei denn – obwohl der Autor dies nicht erwähnt – die Person befindet sich mit einem Buch im Gebäude.

b. Doch sie sind, im Altgriechischen ausgedrückt, „eins“ (d. h. miteinander verbunden (L.10ff.)), nämlich als Objekte meiner Aufmerksamkeit. Mit E. Husserl (1659–1938), dem Phänomenologen, und seinem Lehrer Franz Brentano (1838–1917), dem Begründer der Österreichischen Schule der Philosophie, können wir diese Art der „Vereinigung“ (Sammlung, Summation) als „intentional“ bezeichnen: Unsere bewusste Aufmerksamkeit ist schließlich „intentio“ (wie die Scholastiker sagten), d. h. auf etwas gerichtet (L.7; 9/10).

Betrachten wir den ersten Typ von *k*, Charakteristik (charakteristische Eigenschaft), Grundlage der Sammlung.

2.a. Die Tatsache, dass mehrere Datenpunkte durch Ähnlichkeit miteinander verbunden sind ;

zum Beispiel alle Ameisen einer Ameisenkolonie.

2.b. Die Tatsache, dass mehrere Datensätze untereinander durch Kohärenz (Konnektivität) miteinander verbunden sind ;

Beispielsweise liest eine Person in einem Gebäude ein Buch (rein lokale Kohärenz); ebenso ein Ameisenhaufen: Das Nest ist die Behausung, strukturiert von den Ameisen, die ein starkes Gemeinschaftsleben führen (lokale und biologische Kohärenz). In beiden Fällen – objektiver Ähnlichkeit und objektiver Kohärenz (Konnexismus) – besteht neben der intentionalen Verbindung (als Objekte der Aufmerksamkeit oder „Intentio“) auch eine Verbindung an sich, innerhalb der Daten selbst.

Konsequenz: Die Charakteristik *k* ist, neben ihrer Intentionalität, auch „objektiv“.

(C) Logische Klassifizierung der summativen Induktion.

Üblicherweise spricht man von Induktion, zumindest ohne die Typenbezeichnung zu nennen. Das werden wir nicht tun.

G. Thinès/ A. Lempereur, Dict gén. D. sciences. hum ., Paris, 1975, S.

495, unterscheiden klar zwischen summativer und amplifikativer Induktion. Befürworter bezeichnen sie auch als „Baconsche Induktion“ (nach Francis Bacon (oder Verulam) (1561–1626), dem Begründer der Kausalanalyse). Als Definition geben wir an: eine wissenschaftliche Methode, die:

(1) unter Verwendung einer endlichen Menge verifizierter faktischer Seinsweisen (L.7) = synonyme Induktion

L31

(2) verallgemeinert (extrapoliert) auf die entsprechende unendliche Menge möglicher verifizierbarer faktischer Seinsweisen (L.7);

a. Es ist diese „Extrapolation“, die den Unterschied zur summativen Induktion ausmacht: Daher erscheint uns die Bezeichnung „extrapolierende Induktion“ am treffendsten.

Denn letztendlich bedeutet „extrapolieren“ das Überschreiten der Grenze des Verifizierten, aus welchem (gültigen oder ungültigen) Grund auch immer.

„Die verstärkende Induktion (so Thinès, oc 495) transzendiert das Bekannte und das Erlebte, um unmittelbar (d. h. ohne vorherige Überprüfung) einen zukünftigen Sachverhalt vorherzusagen.“

b. Dies impliziert, dass die Extrapolation der Induktion gleichzeitig die Abduktion und die hypothesenformulierende Induktion ist:

(i) aus den etablierten faktischen Seinsweisen (summativ),

(ii) man extrapoliert oder „schließt“ auf unendlich wiederholbare, zukünftige feststellbare faktische Seinsweisen von gleicher wesentlicher Natur (oder „faktischer Seinsweise“).

Maw, die summativ festgestellte faktische Seinsweise, fungiert als Lemma (L.6), das dank weiterer 'Analyse' (feststellbare faktische Seinsweisen) als wahr klarer wird.

c. Anders ausgedrückt: Die summative Induktion zählt als eine Stichprobe („sampling, jaugeage, Stichprobe“), die aus einer Sammlung im Wesentlichen ähnlicher Phänomene entnommen wird.

Wenn es so verstanden wird, verwandelt es sich in eine

höchstwahrscheinliche überprüfbare Hypothese (Abduktion), d.h., es wird buchstäblich zu einer Amplifikation, einer Extrapolation.

Entscheidung.

Im Gegensatz zu unserer obigen Herangehensweise, nämlich der hohen Wertschätzung der summativen Induktion, wurde sie traditionell eher verachtet. Dennoch hätte die unbestreitbare Verbindung zur hoch angesehenen amplikativen Induktion – sie ist schließlich deren bewährtes Kernstück – längst zu einer anderen Bewertung führen müssen, ganz zu schweigen von dem darin enthaltenen, klar und induktiv erkennbaren Begriff der „Sammlung“.

L32

Schematische Übersicht.

Auch dies geschieht in Form reduktionistischer Argumentation (L.12; 26.).

(A) Beobachtung.

a. Gegeben.

Zum einen wird eine Dosis Guano verwendet (ein Phosphatrückstand aus den Skeletten und Exkrementen von Fischen und Seevögeln, die auf Klippen und vorzugsweise unbewohnten Inseln, insbesondere in Peru, leben; aus Guano wird Phosphor (P, ein reaktives Element (ein festes Nichtmetall)) aus der Gruppe V des Periodensystems gewonnen).

Andererseits gibt es geeignete Anlagen zur Gewinnung von Phosphor aus Guano.

b. Angefordert.

Die Struktur des logisch konsistenten Beweises, dass alles Guano P freisetzt,

(B) Antwort = Reduktion.

, mit Jan Lukasiewicz (1878–1956) von der polnischen Schule von Lemberg (Lwów) – einer von Twardowski (1866–...) gegründeten Schule für Gedankenanalyse – wie folgt zusammenfassen :

M = VZ 1: Wenn alle Mengen Guano P freisetzen, dann tun dies auch diese Mengen h1, h2, ..., hn hier und jetzt.

m = VZ 2: Nun, diese Größen h1, h2, ..., hn, die hier und jetzt tatsächlich empirisch verifiziert wurden, ergeben P.

c = NZ: Daher wird bei allen Guano-Mengen P freigesetzt.
(Vgl. I. M. Bochenski, *Philosophische Methoden* , 94ff.; 126).

Anmerkung – Ähnlich wie in Zeile 26, aber nun deutlicher, scheint das gedankenanalytische Schema wie folgt auszusehen:

M=VZ 1: Wenn allgemeine Regel (Universum, regulatives Modell), dann (alle) Anwendungen (Teilmengen oder Elemente, Beispiele, applikative Modelle).

m= VZ 2: Gut dann, Anwendungen (h1, h2, ..., hn).

C = NS. Also, allgemeine Regel.

In diesem Syllogismus sieht man Folgendes:

(i) Die summative Induktion ist im Minor verborgen (= VZ 2);

(ii) Die verstärkende (lemmatische, extrapolierende) Induktion ist in der Schlussfolgerung (NZ) verborgen: Man handelt so, als ob die nicht verifizierten Größen auch tatsächlich verifiziert würden.

Anders ausgedrückt, in Schulsprache: **(i)** aus den Anwendungen **(ii)** schließt man auf die Regel!

L33

B.(I).2. -- Einführung in die vergleichende Ordnung (33/66).

a. Die summative Induktion (L.22/32) ist sozusagen die Grundlage: Wer methodisch vorgeht, macht zunächst eine Bestandsaufnahme. Erst dann kann er fortfahren.

b. Fassen wir es noch einmal zusammen:

(i) Die summative Induktion lautet: „Wenn alle einzeln, dann alle zusammen“.

(ii) Die amplifitative (lemmatische) Induktion lautet: „Wenn mindestens einer (einige), dann alle“. Bezüglich der distributiven

Struktur der summativen Induktion wurde auf die ihr zugrunde liegende vergleichende Wirksamkeit (Z. 26 (oben)) verwiesen. Nun analysieren wir diesen Vergleich selbst.

A. – Der Eintrag. (33/42)

(L.6; 32). Erstens: *L. Davillé, La comparaison*, XXVII (1913), 23, sagt:

„**(a)** Anstatt sich mit Einzelfällen zu befassen (Elemente, Momente, -
- Teilmengen zu verstehen), wenn es um den Umgang mit Phänomenen
oder Objekten geht,

b) Die vergleichende Methode versucht, Mengen („Ensembles“) in den
Fokus zu rücken, die entweder (**i**) **ähnlich** oder (**ii**) **komplementär
sind**.

Die summativen und amplifikativen (lemmatischen) Induktionen haben uns gelehrt, was Davillé mit „Ensembles“ (L.29) meint: Sie sind schließlich zentral für das Sammeln; -- und zwar in operativer Weise (L.23).

Der Begriff der „Sammlung“ muss jedoch – um im Hinblick auf Vergleiche operationalisierbar zu sein – dringend präziser definiert werden. Dies werden wir auf zwei Wegen tun: erstens durch die im Folgenden kurz dargestellten Analysen der anwendbaren Vergleichsmodelle; zweitens durch die explizite Betrachtung der Vergleichsstrukturen selbst.

Das Lemma.

Abgesehen davon, dass sich methodische Vergleiche auf Mengen beziehen (die Komparative 'intentio' (L.30 (Richtung der Aufmerksamkeit))), gibt es das Paar von 'internem und externem Vergleich', auf das Davillé bereits beiläufig hinweist.

1. Die Unterscheidung „faktischer Seinsmodus/Komplement des Seinsmodus“ (Z. 7) ist seine Grundlage: Der innere Vergleich bleibt durch Zerlegung (Analyse) in Elemente (Komponenten) innerhalb des faktischen Seinsmodus; der äußere Vergleich bleibt stehen, zerlegt sich ebenfalls, wird aber aus der Perspektive des betreffenden faktischen Seinsmodus betrachtet, beim Komplement des Seinsmodus (mit dem,

was in ihm eine Verbindung (oder das Gegenteil) zum betrachteten Seinsmodus aufweist).

L34

2. Eine Anwendung ist noch nicht entwickelt.

a. Man könnte etwas in Deutschland am Ende des letzten Jahrhunderts wissen, 'Das Großische'

wurde „Prinzip“ (das Grossianische Prinzip) genannt. In seinen *Die Anfänge der Kunst*, Freib.i.Br., 1894.

*E. Grosse (1862/1927) in seinem Werk * Die Formen der Familie und die Formen der Wirt(h)schaft* , *Fr.i.Br.*, 1896 – übrigens in nichtmarxistischer Weise – das folgende heuristische Prinzip (Anm 'Heuristisch bedeutet: 'lemmatisch', die Richtung in der Forschung vorgehend):*

„Die Wirtschaftstätigkeit (1) ist der Lebenskern jedes kulturellen Ganzen; (2) ist ihre eigene Vorbedingung (ACD L.24) („Einflüsse“) – auf die tiefgreifendste und unwiderstehlichste Weise von den anderen (Ergänzung: L.7) kulturellen Faktoren.“

E. Grosse – offenbar beeinflusst von früheren Aussagen (man könnte sagen: „intertextuell“ mit Julia Kristeva) – erläutert seine These mit folgender, etwas provokanter Anwendung: „Wenn man weiß, was ein Volk isst, so weiß man auch, was es ist.“

B. *W. Koppers, SVD, Die materiell-wirtschaftliche Seite der Kulturentwicklung*, in: *Settimana Internazionale di Etnologia Religiosa* (IVa Sessione: Milano (17/ 25.09.1925)), Paris, 1926, 109, gibt, übrigens im Geiste von Pater W. Schmidt, SVD (1868/1954), dem Grosse zustimmte, das nächste Anwendungsmodell.

„ **(a)** = Im Allgemeinen lässt sich beobachten, wie sich die Rechtsstellung der Frau im modernen Europa grundlegend wandelt. So besitzen Frauen heute (1925) im Allgemeinen das Wahlrecht, das Recht auf ein Universitätsstudium, das Recht auf freie Berufswahl (...), Rechte, die ihnen vor wenigen Jahrzehnten noch nicht zustanden.“

Wer würde heute noch missverstehen oder gar leugnen, dass die moderne – genauer gesagt: kapitalistische – wirtschaftliche Entwicklung überhaupt erst für diesen Zustand verantwortlich ist? Der interne Vergleich: Koppers bleibt im gegenwärtigen kulturellen Kontext (Hauptgruppe); innerhalb dieses Kontextes unterscheidet er mindestens zwei Untergruppen:

L35

- a. die rechtliche Stellung der Frau;
- b. die Wirtschaft.

Maw Koppers vergleicht intern die Kulturkontexte (Frau, Wirtschaft), nämlich innerhalb der Kultur. – Seit der neueren System- oder Systemtheorie wird auch gesagt, dass Frau und Wirtschaft zwei Subsysteme innerhalb eines übergeordneten Systems sind.

Der Text wird im Anschluss daran fortgesetzt.

„ **(b)** Was jedoch für die Gegenwart legitim ist, kann nur für die archaische Zeit in der Entwicklung der Menschheit gerecht sein. Denn vieles deutet darauf hin, dass das Muttergesetz einst in im Wesentlichen gleicher Weise aus spezifischen wirtschaftlichen Bedingungen entstanden ist.“

1. Der Autor bezieht sich hier auf mütterliche Rechte oder das Matriarchat (ein Rechtssystem, in dem insbesondere in bestimmten frühen Zivilisationen die Autorität in erster Linie bei der Frau, insbesondere bei der Mutter der Familie, liegt).

2. Zu beachten ist jedoch Folgendes: Der Autor vergleicht nun äußerlich die moderne Tatsache mit einer archaischen Situation; er sieht eine ähnliche Möglichkeit, nämlich die Wirtschaft, gemäß Grosses Kulturmodell, als Grund (ACD (Antezedens, Omen)) für die rechtliche Stellung der Frau (CSQ (Konsequenz, Fortsetzung)).

Nun vergleicht er jedoch die moderne Hauptmenge in Bezug auf diese beiden Teilmengen extern mit der archaischen Hauptmenge in

Bezug auf diese beiden Teilmengen. (L.24: ACD/CSQ).

Das Lemma.

Wir müssen nun einige Strukturen aufzeigen, die den oben genannten internen und externen Vergleich von Mengen steuern. Wir bezeichnen sie als Differentiale.

a. Die Identitätsverbindung.

Identität und Nicht-Identität sind hier das Kriterium:

völlig identisch	teilweise identisch	völlig nicht
	(teilweise gleich)	identisch
(völlig dasselbe)	(analog, ähnlich)	(völlig anders)

Somit lässt sich feststellen, dass die moderne und die archaische Kultur in Bezug auf das Verhältnis „Frau/Wirtschaft“ teilweise identisch (analog) sind.

L36

Kulturhistorische Überprüfung.

(i) Antike:

Die Paläoputhagoreer (-550/-300 v. Chr.) arbeiteten mit einer Art „Sustoichia“ (systemisches Gegensatzpaar), nämlich „Tautotès“ (Identitas, Identität) / „Heterotès“ (Alteritas, Unterscheidung, Nicht-Identität, Differenz). (Vgl. O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, I,273).

Platon von Athen (-427/-347), der Begründer der akademischen Philosophie, und Aristoteles von Stageira (-384/-322), der Begründer der peripatetischen Philosophie, arbeiteten ebenfalls mit demselben Gegensatzpaar.

(ii) Scholastik (800/1450),

Die kirchlich-mittelalterliche Philosophie, die stark von der puthagorischen, der platonisch-akademischen und der aristotelisch-

peripatetischen Philosophie beeinflusst war, dachte weiterhin im selben Stil.

(iii) Moderne - aufgeklärte Philosophie

R. Descartes (1596/1650), der Begründer des modernen Denkens, vertrat die Ansicht, dass „(das meiste) Wissen durch den Vergleich von mindestens zwei ‚Dingen‘ (choses) erlangt wird“: (Regulae ad directionem ingenii, xiv);

Darüber hinaus: „Man muss im Hinblick auf Identität und Differenz (en termes d'identité et de différence), auf Maß und Ordnung(en) analysieren“. (So M. Foucault (1926/1984), *Les mots et les choses* (*Une archéologie des sciences humaines*), Paris, 1966, 66, wo dieser Strukturalist die Methode von Descartes zusammenfasst).

Aber David Hume (1711/1776), der empirisch aufgeklärte Denker, vertritt in seiner assoziationistischen Interpretation des Vergleichs auch Folgendes:

(i) Ähnlichkeit und Kontiguität (angrenzend, benachbart, Kontakt) und

(ii) Ursache-Wirkungs-Beziehungen ermöglichen es uns, Elemente zu „sammeln“ (zuzuordnen).

Auguste Comte (1798–1857), der Begründer der positiven Philosophie (d. h. der auf wissenschaftlichen Prinzipien basierenden Philosophie), arbeitete in der Tradition Humes, war aber typisch französisch (und damit intellektuell) und glaubte ebenfalls, dass Fakten als Elemente gemäß **(i)** Ähnlichkeit und *(ii)* Abfolge miteinander verbunden sind.

Bertrand Russell (1872–1970), der Menschenrechtsaktivist, denkt ebenfalls in dieser Tradition.

Entscheidung.

Dieser kurze Überblick über die Ideengeschichte zeigt, dass wir uns mit der Paarung „Identität/Nicht-Identität (Differenz)“ an eine starke Tradition anlehnen.

b. Die Verbindungen, die mehr als nur auf Identität beruhen.

Der wesentliche Kern aller anderen Verbindungen ist identisch (er hat, ob er will oder nicht, denselben Charakter). – Wir legen dem Betrachter einige Beispiele vor.

b.1. Wie in L. 29v erwähnt, sind alle Mengen nur auf der Grundlage intentionaler Verbindung möglich: Der Mensch, das Buch und das Gebäude des applikativen Modells sind dort identisch, nämlich aus der Perspektive des „Seins im Blickfeld der Aufmerksamkeit“ (der tatsächlichen Seinsweise), aber nicht vollständig. Aus dieser Perspektive, nämlich der intentionalen, sind sie teilweise identisch.

b.2. Ebenso verhält es sich mit den objektiven Beziehungen, der Grundlage des Sammelns: Sind alle Ameisen (L.30) des Ameisenhaufens als Individuen (einzelne Exemplare) verschieden (nicht identisch), so sind sie doch als „Exemplare“ derselben Art (spezifisch) identisch. Man könnte sagen, dass sie, spezifisch betrachtet, teilweise identisch sind. So verhält es sich auch (L.30) mit den Ameisen als ihrem Zuhause im und um das Nest: Obwohl sie voneinander verschieden sind und sich unabhängig und frei bewegen, gehören sie doch zu ein und derselben „Kolonie“; im Hinblick auf den lokalen und biologischen Zusammenhang sind sie teilweise identisch.

Ebenso verhält es sich (L.33ff.) mit dem komplementären Zusammenhang (intern und extern): Ich betrachte zunächst die (rechtliche) Stellung der Frau (intern); dann setze ich sie in Beziehung zum kulturellen Kontext (Grossian, zum Beispiel, d. h. zum ökonomischen Kontext), d. h. zum „Rest“ (Komplement) (extern).

Wenn nun eine Verbindung (nämlich vom Typ *acd/csq* (L.24)) zwischen dem (intern betrachteten) Objekt (der weiblichen Position) und dem (extern betrachteten) Komplement besteht, dann sind diese beiden vom Standpunkt der Konnexität (Kohärenzverwandtschaft) aus teilweise identisch.

Man kann erkennen, dass hier bereits die zweite Art der Verbindung,

nämlich die Connexe, angewendet wird.

a. Darüber hinaus erkennt man im komplementären Kontext das uralte Paar „Teil/Ganzes“, allerdings in der Weise, dass das Ganze, ausgehend von einem Teil, in zwei Teile geteilt wird (Teilung in zwei).

L38

b. In jeder Verbindung erkennt man das gleiche uralte Modell von „Teil/Ganzes“; so sind die Ameisen die „Teile“ (Momente, lebendige, bewegliche Elemente) des Ganzen, der Kolonie.

c. Im intentionalen Kontext erkennt man auch das gleiche „Teil/Ganzes“-Paar: Das Ganze ist die Ansicht selbst – in der sich die „Teile“ (man denke an den Menschen, das Buch, das Gebäude) „verorten“, so wie man sagen kann, dass sich die Ameisen innerhalb des Ganzen der Kolonie verorten und dass sich der betrachtete Teil (z. B. die Position der Frau) in der Komplementation (Dichotomie) zusammen mit dem Komplement innerhalb des Ganzen „verortet“.

c . Verteilungs- und Kollektivstruktur.

a. L.26 (die distributive Summenformel, die übrigens durch einen „identischen“ Vergleich gestützt wird) lehrte uns bereits, dass identische Daten gleichsam ein und dasselbe Merkmal L.2 über eine Vielzahl von Daten hinweg offenbaren (L.10v.; frl. L.10: unten). Jede identische Strukturierung (jeder identische Vergleich) führt zu einer solchen Verteilung desselben faktischen Seinsmodus (L.7).

b. Was innerhalb der Systemtechnik (L.36) 'Teil/Ganzes' auffällt, ist Folgendes:

(i) Die identifizierende Struktur ist dort jedenfalls vorhanden (alle Momente, Elemente, „Teile“ weisen schließlich die gleiche Eigenschaft k auf, nämlich gehören (beim Teil) (bzw. umfassen (beim Ganzen)) zur gleichen Gesamtheit (dem Ganzen).

(ii) Die kollektive Struktur offenbart sich jedoch darin, dass sie nur gemeinsam das Ganze (die Totalität) bilden, unabhängig davon, ob sie untereinander identisch oder verschieden (nicht identisch) sind.

Diese Art der Zusammenfassung (L.22ff.), nämlich dass alle Daten die gleiche Eigenschaft k (distributiv) aufweisen, jedoch so, dass sie diese Eigenschaft k nur gemeinsam (kollektiv) aufweisen können, wenn sie eine Totalität bilden wollen, wird als „kollektive Struktur“ bezeichnet.

Entscheidung:

in jedem Fall distributiv, in manchen Fällen kollektiv – die Struktur ist, was das Vergleichen betrifft, immer vorhanden.

L39

Kulturhistorische Überprüfung.

a. Dass sowohl distributive als auch kollektive Strukturen in der altgriechischen (und damit auch in der westlichen) Gedankenwelt eine Rolle gespielt haben, wird darüber hinaus allmählich immer deutlicher werden, insbesondere wenn die Systemtheorie diskutiert wird.

b . In der Zwischenzeit lediglich die semasiologische (theologische) Bedeutung des griechischen Wortes „su.stêma“ (wörtlich: Versammlung; System, Schema). Interessanterweise unterschieden die alten Griechen wohl nicht so scharf zwischen „Sammlung“ (d. h. einer rein distributiven Struktur) und „System“ (System: sowohl eine distributive als auch eine kollektive Struktur). Betrachten wir das genauer.

1.-- Physisch.

So etwas wie ein Beutel voller Edelsteine – das Zusammensein (d. h. sowohl das Sammeln als auch das Einschließen) von mehr als einem Stein innerhalb des Raumes (und damit zusammenhängenden Raumes) von etwas – wird von den alten Hellenen als „sustêma“ bezeichnet.

2. -- Bio.

Der Körper einer Pflanze, eines Tieres oder eines Menschen – als Ganzes, als Masse und auch als Summe seiner Teile – wurde als „sustêma“ bezeichnet.

So spricht Aristoteles von Stageira (-384/-322) von 'to holon sustêma tou somatos' (dem gesamten System des Körpers).

3. – Kultur.

3a. Soziologisch gesehen wurde jede Gruppe oder Gruppierung von Menschen (Menge; -- Vereinigung, Gilde, Kollegium, Liga) als 'sustèma' bezeichnet.

3b. Rechtlich gesehen wurde eine Verfassung – die Zusammenfassung und Ordnung der Institutionen – als „sustèma“ bezeichnet;

3c. Doktrinär: Ein philosophisches oder anderes Gedankensystem – die Verknüpfung von Lehren – wurde als „sustèma“ bezeichnet;

3d . Poetisch bzw. musikalisch

(Man denke an die „Choreia“, d. h. die Einheit von Tanz, Musik und Gesang (Text) bei den alten Griechen): Eine gereimte Strophe, ein musikalischer Akkord – als geordnetes Ganzes – wurde „Sustèma“ genannt!

c. Vergleiche dazu, was *D. Nauta in *Logica en model*, *Bussum*, 1570, 173ff., über den Begriff „System“ im gegenwärtigen systemtheoretischen Denken sagt. Auch er unterscheidet drei Ebenen des „Systems“:*

L40

1.-- „Konkrete“ (im Sinne von: physikalische, bzw. biologische oder kulturologische) Systeme:

Ein solcher (physikalischer) Kristall; ein (biologischer) Organismus, eine (kulturologische) Fabrik;-- bei „konkreten“ Systemen betrifft es „konkrete“ Beziehungen, wie die Bindungsenergie eines Atoms (oc,175).

2.-- „Konzeptuelle“ Systeme:

Eine solche Sammlung von Punkten, ein Zahlensystem, ein Schema, ein Atommodell; -- „konzeptuelle“ Systeme treten – laut Autor – „in einer Theorie, auf dem Papier, als Abstraktionen, Konstruktionen des menschlichen Geistes“ auf; in diesen Systemen sind die Beziehungen „konzeptuell“ (oc,175); -- vergleiche – altgriechisch – mit „doktrinären“

Systemen.

3.-- „Formale“ oder „Sprachsysteme“:

Somit die Logistik (Kalkül) von Urteilen (Aussagen), eine Programmiersprache für Computer; -- jede Sprache, in der:

(i) der physischen (gemeint ist: „konkret“ im Sinne von D. Nauta) Realitäten

(ii) a . konzeptuelle Rekonstruktion **b.** symbolisch beschrieben (d. h. in einem kohärenten Zeichensystem), ist ein „formales“ oder „linguistisches“ System; in solchen Systemen sind die Beziehungen „formale“ oder, wie der Autor beschreibt, „syntaktische“ Beziehungen (die „Syntax“ ist die Beschreibung der wechselseitigen Beziehungen von Zeichen innerhalb einer Gebärdensprache – insofern unterscheidet sie sich von der „Semantik“ (der Lehre von der Bedeutung) und der „Pragmatik“ (der Lehre vom Gebrauchswert)).

Anmerkung: -- Obwohl die alten Griechen keine explizite „Formalisierung“ wie wir heute hatten, waren ihre Logik und beispielsweise ihre axiomatisch-deduktive Geometrie (Euklid von Alexandria (-323/-383)) den heutigen „Formalisierungen“ etwas voraus.

Jedenfalls kannten sie die ersten beiden Ebenen der aktuellen Systemtheorie sehr gut, die „konkrete“ (physikalische, biologische, kulturelle) und die „konzeptuelle“ (verständliche). Sie bleiben – auch hier – das Fundament.

Soweit zur zweiten skizzenhaften, aber dennoch ausreichend relevanten Geschichte (siehe L.35v.), die uns in eine solide und immer noch „lebendige“ intellektuelle Tradition einbindet.

L41

Anmerkung: – Es wurde möglicherweise darauf hingewiesen, dass D. Nauta Systeme anhand von „Beziehungen“ beschreibt.

Tatsächlich stellt er in oc.175 fest, dass er den Begriff „Relation“ (Verbindung) nicht weiter definiert, sondern von dessen „intuitivem“

Konzept ausgeht (*Anmerkung:* „intuitiv“ im Sinne von „lemmatisch“). Dieser Begriff „Relation“ – als „primitiv“ (weil undefiniert) bezeichnet – wird vom Autor zur Beschreibung von „Struktur“ verwendet: „Die Struktur (eines Systems) ist – nach Nauta – die Gesamtheit (L.22ff.: summativer Indikator), das gesamte Netzwerk der Beziehungen zwischen den Elementen (dieses Systems).“ (Ebenda). Man erkennt die Reihenfolge im Sprachgebrauch: **(i)** Relation, **(ii)** Struktur.

Und nun: „System“. „Ein System ist eine Sammlung mit einer Struktur.“ (Ebenda).

Entscheidung: (1) Beschäftigung; **(2)** Struktur; (3) System.

-- Man kann es auch ontologisch tun (L.7):

(i) tatsächliche Seinsweise;

(ii) mehr als eine faktische Seinsweise, die als faktische Seinsweisen eine partielle Identität aufweisen, miteinander in Beziehung stehen;

(iii) Wenn diese Beziehung (Teilidentität) ein Netzwerk bildet, dann spricht man von Struktur.

Allgemeine Entscheidung.

Ab Zeile 33ff. diskutieren wir die vergleichende Ordnung.

a. Tatsächlich als Lemma, d. h. als Arbeitshypothese, die durch Analyse schrittweise präzisiert wird (Z. 6). Oder, wenn Sie es vorziehen: als regressive (abduktive) Reduktion (= Lemma), die durch progressive (deduktive) und peirastische (prüfende) Reduktion (= Analyse) präzisiert wird. (Z. 12, 23ff.).

b. Zusammenfassend:

1. Vergleichen heißt sammeln (L.33).

2. Vergleichen heißt innerlich und äußerlich sezieren (L.33/35).

3. Vergleichen bedeutet Sammeln, intern und extern Analysieren, basierend auf (Vergleichsstrukturen (insbesondere der Identifikationsstruktur) (L.35/41).

B. Das Lemma.

Nachdem wir nun das Basislemma besitzen, können wir analog dazu die Analyse entwerfen (sie lemmatisch bestimmen).

Mit Pater Pinard de la Boullaye, SJ, *L'étude comparée des religions (Essai critique)*, II (*Ses méthodes*), Paris, 1929-3, 48, können wir bereits sagen:

(1). -- Diachronisch .

Der Vergleich der Abfolge von Zuständen (etwas, nämlich des Lebens, zum Beispiel) führt zur Idee der „organischen Evolution“.

L42

2.a. Synchron

Experimentell-wissenschaftlich. Der Vergleich der erlittenen Einflüsse (ACD = Einfluss (L. 24; 34v.)) und der Veränderungen (CSQ = Veränderung (L. 24; 34v.)) beweist seinen Nutzen im Hinblick auf das Experiment (L. 32; appl. mod.: 11/13).

Dies trifft auf Phänomene zu, die vom Forscher zufällig wiederholt werden können.

(2)b. Synchron.

Nicht-experimentelle Wissenschaft. „Der Vergleich der verschiedenen kulturellen Formen, die im Laufe der Geschichte entstanden sind, ersetzt das Experiment, wenn es um Phänomene geht, die nicht beliebig reproduziert werden können. Wie zum Beispiel verschwundene Institutionen.“

Dies umreißt, lemmatisch ausgedrückt, das weitreichende Anwendungsgebiet der vergleichenden Methode: Es ist in der Tat, wie sich noch zeigen wird, weitreichend.

Bibliografisches Beispiel

– Zusätzlich zu den bereits erwähnten Werken oder Artikeln wird auf Folgendes verwiesen:

– L. Davillé, *La comparaison et la méthode Comparative (en privat, dans les études historiques)*, in: *Revue de synthèse historique* , XXVII (1913): 4/33: 217/257; XXVIII (1914): 201/229;

– H. Pinard de la Boullay, *L'étude comparée des religions (Essai critique)*, II (*Ses méthodes*), Paris, 1929-3, 40/87 (*Methode Comparative*), – eine der gründlichsten Studien zu diesem Thema;

-- M. Foucault, *Les mots et les selecteds (Une archéologie des sciences*

humaines), Paris, 1966, 66ss, (*Descartes' Organisationstheorie*),

B.-- Die Analyse (Antragsmodell) (42/66)

Wir werden nun eine begrenzte Anzahl von Anwendungen der vergleichenden Methode betrachten.

1.-- Die Messgleichung (42/51)

L. Davillé, ac XXVII (1913), 20, sagt: „Der Vergleich kann entweder direkt oder indirekt sein.

a. Man kann nämlich mindestens zwei Daten direkt miteinander vergleichen, ohne ein drittes Datenelement.

b. – Wenn man jedoch mindestens eine dritte gegebene Größe einführen muss, um sie zu vergleichen, handelt es sich um einen indirekten Vergleich. Dieser wird immer dann berechnet, wenn ein gemeinsames Maß verwendet wird.

L43

*H. van Praag, *Meten en vergelijken **, Hilversum, 1968, schreibt zu diesem Thema: „Wie der französische Mathematiker Henri Poincaré (1854/1912) gezeigt hat, ist es:

(a) Die Wahl des Messinstruments ist eine subjektive Angelegenheit.

b) die Verwendung des einmal gewählten Maßes hat einen Zweck (L.29v.).

Appl. mod.

(a) Es liegt in meiner freien Wahl, ob ich die zurückgelegte Strecke in Metern, Yards (drei Fuß = 0,9144 m, seit dem 01.07.1959) oder Toises (eine Toise, Faden (sechs Fuß = 1,95 m)) messe.

b) Was unser „Ich“ entscheidet, hat jedoch mit der objektiven Länge (zurückgelegte Strecke) zu tun: Das Ergebnis stellt, in anderen Einheiten (Meter, Yards, Faden), genau denselben faktischen Zustand dar (Z. 7). Oder: Jede andere Person kann mein Ergebnis überprüfen (Z. 23v.). Das Messergebnis selbst ist identisch.

Euklid von Alexandrien (-323/ -283) zitiert in seinem Werk „*Stoizismus*“ (*Elemente*) bereits ein erstes Axiom: „Die Daten, die mit demselben Drittel identisch sind, sind untereinander identisch.“

In Buchstaben ausgedrückt: Wenn A gleich B und B gleich C ist, dann ist A gleich C. (*L. Brunschvicg, Les étapes de la philosophie mathématique* , Paris, 1912–1911; 1947–1943, S. 88, wo die korrekte Interpretation (räumlich oder rein logisch) erörtert wird). – In jedem Fall werden hier indirekte Vergleiche angestellt.

R. Descartes (43/47) (1596/1650) stellt in seinen *Regulae*, XIV, den vergleichenden Charakter von Euklids Axiom fest: „Durch Vergleich finden wir „die Gestalt (äußere Form eines Körpers; Gestalt), die Ausdehnung, die Bewegung und dergleichen“, mit anderen Worten die einfachen Naturen (tatsächliche Seinsweisen) - in allen Daten, in denen sie vorhanden sein können.

Andererseits: Bei einer Ableitung der Art „Jedes A ist B; jedes B ist C; daher ist jedes A C“ ist klar, dass unser Verstand „den gesuchten Term und den gegebenen Term (L.12), nämlich A und C, miteinander vergleicht, aber von dem Standpunkt aus, dass beide B sind“.

L44

Folglich,

(i) wenn man die Intuition einer getrennten Realität außer Acht lässt

,

(ii) Dann – so könnte man sagen – „erhält man durch den gegenseitigen Vergleich von mindestens zwei Realitäten“ (*Regulae*, XIV). (*M. Foucault, Les mots et les choses*, 66).

Descartes erläutert Letzteres weiter, indem er zwei Arten des Vergleichs unterscheidet (er behauptet sogar, dass es nur zwei gibt), nämlich den Vergleich mittels Maß und den Vergleich mittels Ordnung.

Erklärung. -- Die Messgleichung nach R. Descartes.

A. Descartes behauptet – laut Foucault, oc,67ss. –, dass man sowohl kontinuierliche als auch diskontinuierliche Daten messen

könne. In beiden Fällen:

(1) Man betrachtet zunächst die Gesamtheit (L.22ff.: summative Operation);

(2) Das Ganze wird in Teile, sogenannte Einheiten, unterteilt (Teilung).

a. Bei kontinuierlichen Daten werden diese „Einheiten“ vereinbart (üblicherweise: Meter, Yard oder Faden zur Messung einer Linie). Die Einheit kann hier als „Messmodell“ bezeichnet werden.

b. Wenn wir es mit diskontinuierlichen Daten zu tun haben (denken Sie an eine Reihe von Blöcken, die man messen möchte), dann sind diese Einheiten (Messmodelle) die Einheiten der Arithmetik.

b. - *Descartes* kommt dann zu zwei Schlussfolgerungen.

a. „Beim Vergleich zweier Größen (kontinuierlicher Daten) oder zweier diskontinuierlicher Daten ist es in jedem Fall erforderlich, dass man bei der Analyse sowohl der ersten als auch der zweiten Art eine gemeinsame Einheit (ein gemeinsames Messmodell) verwendet.“ (Oc, 67).

b. „Die Messgleichung läuft also in jedem Fall auf die arithmetischen Beziehungen der Gleichheit und Ungleichheit hinaus. Das Maß (Messmodell, Einheit) erlaubt es uns, das Ähnliche (le semblable, das Analoge (L.35)) nach der berechenbaren Form der Identität und der Differenz (L.35ff.) zu analysieren.“ (Ebenda).

Anders ausgedrückt: Die Messgleichung teilt zunächst auf (Division) und wendet dann eine gemeinsame Einheit an (Maß, Messmodell) (ebd.). Es handelt sich um eine Analyse mittels Einheiten zur Bestimmung von Gleichheit und Ungleichheit (ebd.).

L45

Entscheidung.

Man hört es immer wieder: Descartes ist und bleibt traditionell. Doch er ist innovativ: nicht im Sinne von Identität und Differenz (Nicht-

Identität), sondern in deren berechenbarer Form. Das heißt für ihn: Analysis (vergleichende Ordnung). Die mathematische (arithmetische) Form der Analysis tritt in den Vordergrund.

Erläuterung.

1. Die 'mathesis universalis' (allgemeine 'Mathematik') nach Descartes.

a. M. Foucault, oc, 70ss., betont:

(1) nicht das mechanistische Denkmodell (d. h. die Interpretation der Realität als „Maschine“, wie beispielsweise im 17. Jahrhundert in der Medizin bzw. Physiologie);

(2) Auch stellt das Mathematisierungsmodell (d. h. die Interpretation der Realität als verkörperte mathematische Formel, wie in der Astronomie und in Teilen der Physik) nicht Descartes' gesamte Absicht dar.

b. Descartes' grundlegende (gesamte) Intention wird als „mathesis universalis“ (wörtlich: allumfassende, rechnerisch operierende Theorie der Ordnung) bezeichnet. Nicht die Interpretation als Maschine – noch die mathematische Interpretation –, sondern die Ordnung mittels eines Selbstordnungsmechanismus – das ist Descartes' vollständiger Entwurf.

„Analyse“ bedeutet sowohl maschinelles Denken und Mathematik als auch allgemeine Ordnungstheorie, aber insbesondere letztere.

c. In dieser Hinsicht – in einer mathematisierenden Ordnungstheorie, die die gesamte Wirklichkeit umfasst – ist Descartes nicht neu: Die Paläoputhagoreer (–550/–300 v. Chr.) vertraten mit ihrer Arithmologie (einer Theorie, die mit Zahl, geometrischer Form und „Harmonie“ (Inkorporation) arbeitet) eine analoge (L.35) Lehre.

Und jeder Platonismus (Platon von Atene: -427/-347; der ältere Platon wurde immer mehr puthagoräisch) setzt diese Tradition zumindest teilweise fort.

2. Wir werden dies genauer erläutern. (45/46)

a. Ordnen unterscheidet sich laut Descartes vom Messen und Vergleichen. „Ich nehme die Ordnung wahr, die beispielsweise zwischen A und B besteht, ohne etwas anderes als diese beiden Größen zu berücksichtigen.“ Beim Messen kommt etwas Drittes hinzu.

b. Die Ordnung der Dinge erkennt man nicht dadurch, dass man sie einzeln betrachtet; sondern:

- (i)** Man erkennt zunächst das einfachste Gegebene,
- (ii)** woraufhin man die nächstliegende (gegebene) Realität erkennt. Dadurch entsteht eine Reihe (serielle Seite).

L46

c. Zweitens wird die Reihenfolge der Dinge dadurch ermittelt, dass man in der obigen Reihe mit dem einfachsten Gegebenen beginnt und, diese Reihe fortsetzend, mit dem komplexesten Gegebenen endet (komplexisierende Seite).

Zusammenfassend:

(i) Reihenbildung - wobei die Reihenbildung von Zahlen, die eine wichtige Rolle in der auf dem Obigen basierenden Arithmetik spielen, nur eine Art davon ist -;

(ii) Komplexifizierung (die Progression der Analyse vom einfachsten zum komplexesten gegebenen Zustand).

Ein Anwendungsmodell.

Unter der Annahme – in modernen algebraischen Begriffen – gilt folgende Asteroidenformel:

$$a/b + c = d.$$

Die kartesische „Ordnung“ würde Folgendes bedeuten:

(i) Zuerst die einfachsten Daten: a, b, c, d; -- - (Divisionszeichen), + (Summationszeichen), = (Gleichheitszeichen).

(ii) dann, das weniger einfache: a/b.

(iii) Schließlich die am häufigsten vorkommende zusammengesetzte Gleichung: $a/b + c = d$.

Ein Anwendungsmodell.

Unter der Annahme (L.37) die Ameisenkolonie.

Die kartesische Ordnung (als Kombination aus Reihenbildung und Komplexifizierung) würde Folgendes bedeuten:

a.1. Ich nehme genau eine winzige Ameise (die einfachste gegebene) auf meine Fingerspitze.

a2. Ich sehe die kleine Ameise (Analyse) in sich selbst: inneren Vergleich.

b. Nun schaue ich mir all die anderen kleinen Ameisen an (Teilung = Komplementation).

b.1. Da ich sehe, dass die anderen formal ähnlich (modellidentisch) sind, gruppiere ich (L.22ff. (Sommerung); 35ff. (Identitätsaspekt)) die gesamte Ameisenreihe zu einem einzigen biologischen Typ.

b.2 . Ich sehe die kleine Ameise auf meinem Finger, die sich windet.

(i) mit dem anderen zusammen sein (lokal (L.37))

und **(ii)** Mitgefühl für den anderen zu empfinden (L.37 (biologische Verbindung)).

c. Ich betrachte nun das Nest und den umliegenden Wald:

c.1 Das Nest verortet die „Gesellschaft“ (das System; L.35).

c.2 . Das Nest selbst befindet sich innerhalb des Waldes als Ganzes (Supersystem; L.35).

Ergebnis:

(1) Die Reihe (a bis c.2.);

(2) Komplexifizierung.

L47

3. Der Zusammenhang zwischen Mess- und gewöhnlichen Ordnungsgleichungen.

a. Descartes selbst formuliert dies wie folgt: „Man kann die Messung kontinuierlicher und diskontinuierlicher Daten auf die Aufstellung einer Ordnung reduzieren: Die numerischen Werte der Arithmetik sind immer einer reihenartigen Ordnung zugänglich. (...)“

Genau darin liegen sowohl die (kartesische) Methode als auch ihr „Fortschritt“: die Reduzierung jeder Messung (...) auf eine

Reihenbildung, die,

- (i) ausgehend vom Einfachen,
- (ii) enthüllt die Unterschiede (Nicht-Identitäten) als so viele Grade der Komplexität.“ (M. Foucault, oc, 68).

b. Mit anderen Worten: Die „universelle Ordnungstheorie“ (mathesis universalis) unterzieht jede Analogie („resemblance“ (L.35 (unten))), das Herzstück der altgriechischen und scholastischen Philosophie, einer Prüfung mittels Vergleich – also: vergleichender Methode, wobei diese Prüfung (Verifizierung/Falsifizierung) auf zwei Arten erfolgt:

1. Vergleich mittels des Messmodells (der gemeinsamen Einheit).
2. Vergleich mittels „Ordnung“ (d. h. Identität und Reihe von Differenzen (Nicht-Identitäten)) (M. Foucault, oc, 69).

Anmerkung: – Selbstverständlich legt Descartes in seiner Kritik an der Unbestimmtheit (nicht des Prinzips selbst) des altgriechischen und scholastischen Komparatismus (= Vergleichsmethode) sowie an der Komplexität der Ordnung großen Wert auf die vollständige Aufzählung (L. 28) oder Summation. Diese kann drei Formen annehmen:

- a. -- die vollständige Zählung (Inventar (L.22));
- b. – die Einteilung in „Kategorien“ (Typen)
- c. – die Analyse einer notwendigen und in gewissem Maße hinreichenden Stichprobe (aus der Reihe). Bei allen drei Arten der summativen Induktion kommt es darauf an, die Gesamtheit so erschöpfend (vollständig) wie möglich zu prüfen.

Begründung: Nur dann – so Descartes – besteht absolute Gewissheit hinsichtlich der Identität und der Nicht-Identitäten (Differenzen) (L. 35). Vgl. Foucault, oc, 69.

L48

Notiz:-- Kulturhistorischer Vergleich.

Wie bereits dargelegt (L.45), Descartes, bewusst oder unbewusst (es gibt schließlich einen klaren Puthagoreismus und Platonismus der

Renaissance) (vgl. O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, III (*Der Idealismus der Neuzeit*), Braunschweig, 1907-2, 24/69 (*Der Pythagoreismus d. Ren. ; Einfl.d.Pyth. auf Mathematik u. Astronomie*) ;

1. Bildung und/oder Komplexifizierung der Puthagorean-Serie.

A. *Euklid, Elemente* , 7/9 (*Arithmetik*), beginnt mit zwei Definitionen:

(i) „Monas (= Monade, Einheit verstanden als Element (Mikro-Einheit)) ist sie, nach der jedes der Wesen ('onton') eins genannt wird“;

(ii) Arithmos (= Konjunktion, ‚Zahl (Form)‘) ist die Menge (‚plèthos‘), sofern sie aus Mikroeinheiten (‚Monaden‘) zusammengesetzt ist“ (*Fr. Kraft, Geschichte der Naturwissenschaft* , I (*Die Begründung einer Wissenschaft von der Natur durch die Griechen*), Freiburg, 1971, 319).

Mit diesen beiden Beschreibungen schloss sich Euklid zu seiner Zeit einer altpaläopathagorischen Tradition hinsichtlich des Zahlbegriffs an: „Das Eine (die Einheit), (verstanden als Element, Stoicheion), existiert für alle Zahlen (‚arithmoi‘); es ist selbst keine Zahl (‚arithmos‘, Menge von Einheiten). Es ist jedoch in allen ‚Zahlen‘ (‚arithmoi‘, Mengen von Einheiten) als deren notwendige Bedingung vorhanden.“ (*O. Willmann, Geschichte d. id.* , I, 2721, wo der Autor von der paläopathagorischen Vorstellung von Zahl (di von -550) spricht.)

Als Euklid um 300 v. Chr. seine *Stoa* (*Elemente*) verfasste, lebte er noch in dieser älteren Tradition. Anders ausgedrückt: Nur von den Zweien (der kleinstmöglichen Menge an Einheiten) sprachen die alten Griechen von „Zahl“ (gemeint war: Menge von Einheiten). Zahlentheorie ist Mengenlehre! (L28 ff.)

Die altgriechische Mengenlehre ist die Einheitstheorie (L.10/13).

Darüber hinaus (nämlich bei dieser Art von Zusammenkunft) kam mir die Doppelbedeutung von „sie“, „eins“, in den Sinn, die sich auch in unserem Wort „Einheit“ findet.

1. Ausnahmsweise ist „sie“ (€V) das „Eins“ als Element, als Bestandteil aller Mengen von Einheiten („Zahlen“).

2. Dann wiederum ist dasselbe „Eins“, verstanden als Verbindung (L.30; 37v.), die „Henosis“, das, was jede „Zahl“ (Menge von Einheiten) zu einer „Zahl“ (Menge von Einheiten) macht – einer „Zahl“ (Menge von Einheiten), die selbst einmal etwas ist, nämlich eine Einheit (= Verbindung) einer Vielzahl.“ (O. Willmann, oc, 272).

L49

Willmann, der große Philosoph der Erziehung, hätte es nicht deutlicher ausdrücken können: Die altgriechische Lehre von der Einheit (verstanden mikro-monadisch und makro-monadisch) ist Mengenlehre avant la lettre, und dies im Bereich der spezifisch altgriechischen Theorie der Integration oder Harmonie (auf die wir später noch eingehen werden).

2. Platonische 'Stoicheiosis' (Reihenbildung und/oder Komplexifizierung).

Wir zitieren die Übersetzung einer Passage aus *Platon, Theaitetos* und ebd., *Philebos* – letzteres im positiven Sinne –, entnommen aus *E. W. Beth, *De wijsbegeerte der wiskunde* (Von Parmenides nach Bozen), Antwerpen/Nijmegen, 1944, S. 36ff.* Zuvor jedoch zwei dogmatische Bemerkungen zur Wortbedeutung.

1. Thoth (= Thoth, Theuth) ist die altägyptische Kraft (Lebenskraft) und persönliche Gottheit, die intellektuelle Bestrebungen, Schrift, Sprache usw. kontrolliert (und die notwendige 'flüssige' (subtile oder ätherische) Grundlage bereitstellt).

2. „Stoicheion“ (Plural: „Stoicheia“) bedeutet im Altgriechischen „das, was sich als Glied einer Reihe anschließt, insbesondere wenn diese Reihe beispielsweise einen Rang oder eine weitere Linie darstellt“ (*A. Bailly, – E. Egger, Dict. Grec/Français , Paris, 1903–4, 1795*).

a. Insbesondere bedeutet „Stoicheion“ einen Teil eines Textes, der in einer einzigen Zeile geschrieben ist, nämlich ein einzelnes Zeichen.

b. In einer der vielen übertragenen Bedeutungen bedeutet „Stoicheion“ „Element“ (Mikroeinheit). Platon behandelt diese beiden Bedeutungen.

Hören.

„Als jemand – sei es ein Gott oder ein göttlicher Mensch (*Anmerkung* : „göttlich“ bedeutet hier „paranormal“ begabt) – (laut einem ägyptischen Mythos hieß er Theuth) bemerkte, dass der Klang unendlich vielfältig sei, war er der Erste, der dies erkannte:

(1) dass in dieser Unendlichkeit (Vielzahl) die Vokale nicht „eins“, sondern „viele“ waren und

(2) dass es wiederum andere Laute (vgl. Z. 7) gab, die – obwohl keine Vokale – dennoch einen bestimmten Lautwert besaßen, und dass es auch eine bestimmte Anzahl (Vielfalt) dieser Laute gab.

(3) Er unterschied eine dritte Art von Buchstaben, die wir heute Konsonanten nennen.

L50

Dann teilte er auf (Zeile 47 (fast ganz unten: Aufteilung in „Kategorien“)).

1. die Konsonanten, bis er jeden einzelnen unterschied (L.46 (oben: einfachste gegeben)) (L.47: unterscheiden);

2. In gleicher Weise verhalten sich die Vokale und

3. die Halbvokale, -- bis auch davon kannte er die Zahl.

Und es wurde (jedes einzelne von ihnen und alle zusammen (L.25 (Elemente/ Gestalt(Form); 29 (Cantors Konzept der Sammlung); 33 (summativ)) 'stoicheia', Buchstaben genannt.

Theuth erkannte jedoch, dass keiner von uns

(a) einer von ihnen separat

b) ohne alle anderen (L.7 (kompl.) lernen könnte.

Theuth war der Ansicht, dass dies (nicht ein einzelnes, das ohne alle anderen auskommt) eine Verbindung sei, die sie alle zu einem einzigen mache (L.10ff.).

Folge;

Theuth ordnete ihnen eine einzige Wissenschaft zu, die er „Grammatik“ nannte.

Entscheidung.

a. Es besteht nicht der geringste Zweifel – zumindest bei sorgfältiger Lektüre des Textes –, dass Platon, der ansonsten in der rein pythagorischen Tradition steht, auch in gewissem Maße die cartesianische präzise Vergleichsmethode vorbereitet.

b. Aber es gibt noch mehr. EW Beth, oc, 103, sagt wörtlich Folgendes.

In diesem Zusammenhang verdient der Brief vom 30. November 1629 an Pater Mersenne (Pater Marin (1688/1648), Mathematiker und Denker, Freund von Descartes) eine nähere Betrachtung.

Mit Bezug auf eine Art Esperanto (eine internationale Sprache, die um 1887 von dem polnischen Dr. Lejzer Ludwik Zamenhof entworfen wurde) legt Descartes dar, wie seiner Ansicht nach die Wortstämme einer solchen Sprache und die entsprechenden Buchstaben (Zeichen) zusammengesetzt sein sollten (L.46 (Komplexifizierung)).

Die Ziffern und Zahlen dienen ihm in dieser Hinsicht als Beispiel.

Man sollte im menschlichen Denken eine Hierarchie (L.46: Reihen und Komplexe) etablieren, wie sie natürlicherweise bei Zahlen existiert. Nur dann ließe sich eine Sprache konstruieren (...). Allerdings würde nur die „wahre“ (im cartesianischen Sinne, wohlgemerkt) Philosophie die Ausführung dieses Plans ermöglichen.

L51

Grund: Nur sie allein ermöglicht uns das menschliche Denken:

- (1) zu unterscheiden (L.47: Unterschiede)
- (2) aufzulisten (L.28; 47 (exh. tell.)) und
- (3) zu arrangieren (L.47).

Wenn man über ein Inventar (L. 22) der einzelnen Vorstellungen verfügen würde (*Anmerkung* – Wie Beth, oc, 116, sagt: G.W. Leibniz (1646/1716) konzipierte später ein solches „Inventar“ als „alphabetum

cogitationum humanarum“ (Alphabet der menschlichen Gedanken)), aus dem alle Gedanken zusammengesetzt sind, dann wäre eine Universalsprache möglich, die das Urteil in einem solchen Maße unterstützen würde, dass Irrtum nahezu unmöglich wäre.

Beth fasst treffend zusammen (ebd.): „de mathesis universalis (...) Verallgemeinerung der 'Analysis' und Algebra (...)“

Allgemeine Entscheidung

1. M. Foucault versuchte zu zeigen, dass Descartes (und mit ihm das cartesianische Zeitalter) mehr und etwas anderes wollte als die Mechanik (L. 45) und die Mathematisierung der gesamten Wirklichkeit (L. 45).

2. E. W. Beth stützt sich jedoch gleichermaßen auf Descartes' Texte und differenziert Foucaults Urteil sehr feinfühlig: Die Mathematik ist und bleibt der Inbegriff (das Hauptmodell) von Descartes' Konzept. Sie und alle anderen sind wegweisend.

J.-P. Sartre (1905/1980), der große französische Existenzialist, behauptet in seinem Werk ** Situationen ** (1947/1976), Ich (**La liberté cartésienne **), dass Descartes in seiner Jugend den rationalen Zwang, den mathematische Wahrheiten auf den denkenden Geist ausüben, in einem solchen Maße erfahren habe, dass diese „existenzielle“ (verstehen: persönlich erlebte) Erfahrung seiner gesamten Denkweise, einschließlich der Philosophie, eine neue rationalistische Denkweise auferlegt habe.

Dies hindert Descartes jedoch nicht daran, einen wichtigen Schritt nach vorn in Bezug auf die vergleichende Methode gemacht zu haben, den auch wir unsererseits machen – auch wenn wir uns nicht dem „rationalen“ Zwang der Mathematik unterwerfen, wie Sartre behauptet, ihn in allem Kartesischen zu entdecken.

Die Mathesis universalis, nicht rationalistisch (modern), sondern altpythagoreisch, diagogisch (auf unabhängiges Denken und die Erbauung des Heils ausgerichtet), ist und bleibt eine große Leistung im Hinblick auf Exaktheit.

2.-- Die Differentialgleichung (52/66)

(1) „Differential“ (vgl. das lateinische „differentia“ (griech.: „diaforma“), Unterschied, Unterscheidung) bedeutet „das, was dem Unterschied bzw. den Unterschieden entspricht oder Unterschiede betrifft!“

Die „differentielle“ Psychologie befasst sich daher mit den Unterschieden (bzw. Widersprüchen) im Verhalten oder im Innenleben der verschiedenen Menschentypen (bzw. Tiere, wenn es um Tierpsychologie geht).

Es ist klar, dass wir hier in der Perspektive der Identitätsmentalität verbleiben (L.35ff.).

(2) Mit *HJ Hampel, Variabilität und Disziplinierung des Denkens*, München/Basel, 1967, 82/104 (Variologische Denksysteme) könnte man von einem „variologischen“ Vergleich, d. h. einem auf Variation (Varianten) gerichteten Vergleich, sprechen – wenn dieser Denker nicht seine eigene Ideologie in den Begriff „variologisch“ einbetten würde (worauf wir später zurückkommen werden).

Einführung.

a . Auf Seite 35 sahen wir oben die Liste „identisch / teilweise identisch (= analog) / völlig nicht identisch (anders, verschieden): Der Schwerpunkt lag damals auf der Identität.“

1. Vergleichen bedeutet jedoch immer auch, sowohl Identität als auch Nicht-Identität zu erkennen (oder zu lernen). Daher nun ein Wort zur Typologie der Nicht-Identität.

2. Descartes (L. 47) lehrte uns, vage, spezifische Vergleiche zu vermeiden. Daher legte er wie kein anderer vor ihm Wert auf Unterschiede (L. 47), obwohl er den Identitätsgedanken beibehielt. Dieses cartesianische Gespür für (sehr) feine Differenzierung (die Entwirrung (L. 6: Analyse)) findet hier Anwendung.

B. *Kardinal D. Mercier* (1851/1926), die führende Figur der zeitgenössischen Neuscholastik (L.28), betont in seiner * *Logique**, *Louvaine/Paris*, 1922-7, 107/109, dass Nicht-Identität (‚Opposition‘) in vier verschiedenen Bedeutungen verstanden werden kann.

A.-- Der widersprüchliche (absurde) **Gegensatz** (Unterschied).

Die Begriffe „weiß“ oder „nicht-weiß“, „gerecht“ oder „ungerecht“ stehen also vor der Wahl zwischen zwei Möglichkeiten (Dilemma). Im Lateinischen wird das „oder“ zwischen zwei unvereinbaren Ideen durch „aut“ (nicht durch „vel“) dargestellt. Vgl. L.15.

Anmerkung : Mercier hätte hinzufügen sollen: „weiß sein oder nicht weiß sein“, schließlich setzt man eine Wand voraus.

L53

a. Wenn sie weiß (gekalkt) ist (der Schwerpunkt liegt auf der tatsächlichen Beschaffenheit (L.7v.) und nicht auf „weiß“ im Sinne von nicht rot oder Ähnlichem), dann IST diese Wand weiß;

b. Bei Heraklit von Ephesus (-535/-465), der aufgrund seiner dem gesunden Menschenverstand widersprechenden Äußerungen in der griechischen Antike bereits als „der Unklare“ galt, können wir tatsächlich sagen: „Diese Wand ist weiß und nicht weiß.“ Damit meinen wir aber nicht die tatsächliche Seinsweise an sich (wie oben), sondern eher so etwas wie: „Diese Wand ist zwar (auf den ersten Blick) weiß, aber (in Wirklichkeit) nicht reinweiß.“ Oder sogar: „(Nun) ist diese Wand zwar weiß, aber (sie verfärbt sich bereits durch Verwitterung usw. und ist daher) auch nicht mehr ganz weiß.“

b -- die privative Opposition (Differenz).

In diesem Fall drückt das „Negieren“ (die negative Satzform) die Leere oder den Mangel an etwas aus, das eigentlich vorhanden sein sollte.

Zum Beispiel: „Diese Dame sieht nicht“ (ist der Ausübung des Sehsinns beraubt, den sie eigentlich haben sollte), -- beraubt, z. B. durch (angeborene oder erworbene) Blindheit).

Mercier drückt es humorvoll aus: „Der Stein zum Beispiel sieht nicht. Dennoch ist er dessen nicht beraubt; (anders gesagt, für ihn ist es keine

Leere).“

c. Die gegenteilige Opposition (gewöhnliche Opposition).

Hier wird die Bildung kartesischer Reihen (Z. 45/47) angewendet. Gegeben: eine Art (Typ), z. B. eine Farbe, eine Gewissenseigenschaft, ein Gesundheitszustand usw.

„Weiß“ und „nicht-weiß“ (wozu auch Rot, Schwarz usw. gehören) sind beides Farben, aber jeweils das Gegenteil der anderen; „gewissenhaft“ und „skrupellos“ sind beides Eigenschaften des Gewissens, aber jeweils das Gegenteil der anderen; „gesund“ und „ungesund“ sind beides Arten von Gesundheit, aber jeweils das Gegenteil der anderen.

Notiz-- Systechi, gegenüberliegendes Paar , (Vgl. L36)

O. Willmann, *Gesch.d. Id.*, I, 273, spricht von einem wichtigen Lehrkorpus der Paläoputhagore (-550/-300), nämlich einer Liste von Systechien (Paaren von Gegensätzen);

- (1) Form/Formlosigkeit; Festigkeit/Unbeständigkeit;
Ordnung/Unordnung; gerade/krumm; rechts/links;
- (2) männlich/weiblich (nicht männlich);
- (3) Licht/Dunkelheit (Abwesenheit von Licht);
- (4) Gut/Böse (Nicht-Gut). – Zusammen mit „Identität/Nicht-Identität (Differenz)“ bilden sie ein merkwürdiges System von Differentialgleichungen.

Zugegebenermaßen sind sie aus der Perspektive unserer Klassifizierung (Typologie), mit der wir uns derzeit befassen, disparat; - zum Beispiel ist „nicht gut“ tatsächlich privativ; Grund: aus einer normativen Perspektive ist „gutes“ Handeln beispielsweise eine Anforderung, - „Böses tun“ ist ein Mangel, eine Leere, ja, eine sündhafte Leere.

L54

Anmerkung: Warum haben wir oben (L53, Ad c) die „Serienbildung“ erwähnt?

Kardinal Mercier sagt: „Die gewöhnlichen Gegensätze (*les 'contraires'*)

) bilden die beiden Extreme einer Reihe von Elementen, die unter derselben Art (Typus; -- verständlich: Menge (L.29)) zusammengefasst werden.“

Angenommen, die Lichtnuancen sind gedanklich in einer Reihe angeordnet (L.46), dann sind die beiden äußersten Terme „Elemente“ dieser Reihe zwei Gegensätze.

Es gibt einen (gewöhnlichen, gegensätzlichen) Widerspruch, wo Daten,

- (i) obwohl auf dieselbe 'Klasse' (Z. 26) reduzierbar,
- (ii) aber nicht gleichzeitig (L.7: tatsächliche Seinsweise; 15; 52v.) im selben Wesen existieren können“. (oc,108).

Wir sehen sofort, dass Kardinal Mercier, ausgehend von einer rein scholastischen Ordnung, dennoch in eine ähnliche Richtung wie Descartes denkt (L.47 (Klassifizierung in Typen)).

d. Der rein relative Kontrast.

Dies ist – laut Mercier, oc, 108 – eher eine Symmetrie (die wechselseitige Beziehung) als ein absoluter Ausschluss: Sie existiert dort, wo zwei Terme (Elemente),

- (1) obwohl verschieden,
- (2) aber nur im Zusammenhang miteinander Sinn ergeben.

Zum Beispiel die Vorstellung von „Vater“ und „Sohn“: Ohne Sohn gibt es keinen Vater und umgekehrt (= symmetrisch). Ebenso – nach Mercier – die Vorstellungen von „doppelt“ und „halb“ oder „Wissen“ und „bekanntes Objekt“.

Man täte vielleicht besser daran, von einem „korrelativen“ Kontrast (wechselseitiger Beziehung) zu sprechen.

Entscheidung.

Diese Einführung in den differenziellen Vergleich beweist, wie mehrdeutig die Negation („nicht“, „un-“, „-los“ usw.) sein kann. Wir haben mit cartesianischer Finesse analysiert! Kehren wir nun zu Heraklit von Ephesus (L. 53) zurück: Das Wortspiel mit Gegensätzen ist

ohne eine solche Analyse à la Descartes wenig aussagekräftig.

L55

Teil 1. – Die Idee des „logischen Differentials“. (55/60)

(1) Ausgangspunkt. – Wir betrachten als Grundlage die Anordnung von Elementen in „Kästchen“ (Stellen), genauer gesagt: Kästchen auf einer horizontalen Linie. Dies ist eine Art von „Kombinatorik“ (d. h. Konstruktion, Analyse usw. von „Konfigurationen“ (einer Menge von Stellen in einer bestimmten Reihenfolge)).

(2) Der zweite Ausgangspunkt ist die paläoputhagoreische Systechie (gegenüberliegendes Paar; L.53ff.). Wir platzieren (,kombinieren‘) eine solche Systechie in mindestens zwei Kästchen; etwa so:



Ein solches „Binomium“ (algebraischer Begriff) oder – auf Griechisch – Duas, Dyade (= Dualität, binäre Seinsweise) umfasst einen der oben kurz analysierten Gegensätze, jedoch vereint („Harmonie“ der Gegensätze) im Rahmen einer Konfiguration.

(3) Das Differential.

Auf der Grundlage der beiden vorangegangenen Grundlagen können wir nun das Differential so beschreiben, wie es in einer Ordnungstheorie (und nicht in der Mathematik) beschrieben wird.

(a) Derselbe Begriff (dasselbe Element) – z. B. „gut“ – wird bestätigt (+), wenn er links steht, und negiert (-), wenn er rechts steht. Somit wird die Polarisierung (bipolare Opposition) buchstäblich kombinatorisch „analysiert“ (durch Zerlegung verdeutlicht).

(b) Kombinatorisch führen wir nun eine dritte Position ein, nämlich die mittlere Position (wodurch ein Intervall zwischen den beiden Extremen entsteht):

'Gut'	gut und nicht gut	nicht gut (böse)
+	+ / -	-

Wir haben es also nun mit einer „Trias“ (altgriechisch für Triade, Dreifaltigkeit, eine Art dreifaltiger Seinsweise) zu tun. Seht, was das elementarste (einfachste) Differential ist (L.45v.).

Anwendbare Modelle des Begriffs „Differential“.

Wir betrachten Beispiele, in denen die Idee des „Maßstabs“ (kleiner Maßstab, großer Maßstab (L.42/44: Messgleichung)) in den Vordergrund tritt.

Wirtschaftsmodell

Nach demselben Prinzip wird zwischen kleinen (kleinbetrieblichen) Unternehmen und mittelgroßen sowie großen oder sogar riesigen Unternehmen unterschieden.

L56

Seit Lord JM Keynes (1883/1946) spricht man neben der Mikroökonomie (Volkswirtschaft auf kleiner oder mittlerer Ebene) auch von der Makroökonomie (Volkswirtschaft beispielsweise auf nationaler oder sogar internationaler Ebene).

Ästhetisches Modell

A. C. Lefèvre, SJ, *La Composition Litteraire*, Bruxelles, 1936-3, 13s., schreibt: „Die Begriffe (Ideen) ‚angenehm‘ **(i)** anmutig (gracieux), **(ii)** schön (beau), **(iii)** erhaben (sublime) –: Diese Ideen drücken das aus, was man ‚eine progressive Reihe‘ (une progression) nennen könnte (Ricardou, *De l'idéal*, 112s.)“

Es stellt sich die Frage: Worin besteht der Unterschied zwischen diesen drei ästhetischen Kategorien (L.47 (Typen))?

b. – **Anwendbares Modell** des Charmanten (des Anmutigen). – Jeder Künstler, ganz sicher aber Guido Gezelle (1899/1930), deutet beispielsweise in seinem Gedicht „Voetjes“ die Schönheit im Kleinen (=

den Charme) an. Hören Sie.

„Dieser kleine Fuß – und jener kleine Fuß – gingen zusammen, um die Kälber zu bewachen. – Die Kälber liefen im Korn. – Dieser kleine Fuß – und jener kleine Fuß, sie liefen sehr schnell voraus. – Diesen kleinen Fuß – -und jenen kleinen Fuß werde ich zusammen in dem kleinen Wasser waschen . – Das kleine Wasser wird sie abspülen. – Dieser kleine Fuß – und jener kleine Fuß werden im Wasser abkühlen. – Sie werden so rot wie Rosen glänzen. – Sie werden so weiß wie Milch sein. – Wie Beeren unter den Blättern. (1858(?))“. (*Fr. Baur-, inl., Guido Gezelles dichtwerken (Tijdkrans, Rijmsnoer, Laatste Verzen)*, Amsterdam, 1943-1, 722).

C. Anwendungsbeispiel des Erhabenen (großflächige Schönheit). Gezelle sieht einen alten Baum – eine Eiche – gefällt am Boden liegen. Hören Sie:

Der Riese .

Entblößt, in der sengenden Sonne, – all deine Glieder, nackt und bloß, – Herrscher der Niederlande, – König der großen Wälder, – Eiche, einst so stark, – wer hat dich je bezwungen? – Winde fielen, stark und zahlreich, – stürmten und stießen gegen dich; – packten dich an Hals und Kehle, – wollten dich in den Sand werfen: – stehend, so ließ dich die allzu böse – Windkraft, du Furchtloser!

Donnernde Drachenmäuler (Drachenmäuler), himmlische Kräfte, unbekannt, – Funken und Gabeln schossen, – tapfer, nahe deiner Spitze: – nichts hat dich bewegt oder unter dem Blitzfeuer niedergedonnert. – wer dann hat sich mit dir, grüner Riese, mit all deiner Macht gemessen? – Nackt und bloß deine schönen Glieder, – zu Boden gerungen, in den Sand? – Wer konnte all deine Kraft zwingen, dich kahl und in Schande bringen? – Stehend und bestehend, vor menschlichen Händen, – nichts, was ewig lebt. – König der Niederlande, – stark ist er (= Gott), der niemals zittert: – die Menschheit hat dich gestürzt, Meister (stark zu werden), – grüner Riese. – (01.10.1896)“ (ebd. 391).

Weiterhin erwähnt Baur ein analoges Gedicht (L.35 (unten)), dessen Titel (*Van den ouden boom*) und Anfang hier genannt werden:

„Mit entblößtem, halb verstümmeltem Arm – wer steht da und erhebt eine nicht existierende Faust gen Himmel? Ist es ein Riese – im Bild? Nein, es ist kein menschliches Geschöpf. Es ist vielmehr eine Missgestalt – ein steinernes Bergmonster –, das, wild und stolz dastehend, die scharfen Schläge des zuckenden Himmelsfeuers erträgt. (...)“

Anmerkung – Wie jeder, der mit Kunst und Ästhetik vertraut ist, weiß,

(i) Gezelle sieht tatsächlich die nackte Realität;

(ii) Doch neben dieser nackten Wirklichkeit existiert eine Idee (etwa eine kleine Anmut wie in **Voetjes** oder eine große Erhabenheit wie in den beiden vorhergehenden Gedichten). Die Wortwahl, der Satzbau, die gesamte Atmosphäre werden weniger von der nackten Wirklichkeit als vielmehr von der Idee bestimmt. Wer diese ästhetische Idee jedoch nicht erfasst, erfasst auch nicht, was der Dichter sagen will.

D. Auch Humor

(Kleinräumige Lächerlichkeit) und Ironie bzw. Sarkasmus (großräumige Lächerlichkeit) bedienen sich der oben genannten ästhetischen Kategorien (Grundideen).

Hören.

J. Racine (1639/1699), der französische klassische Tragödiendichter, schrieb auch eine Komödie, *Les Plaideurs* (1688), in der sich die Antithese (der Kontrast; V.52ff.) im folgenden Satz entfaltet: (Der Vorgeladene sagt humorvoll zum Kommissar: „Monsieur, der hier anwesend ist, hat mir mit einem großen Schlag ein kleines Geschenk gemacht.“)

Unglück kann sowohl klein- als auch großflächig sein. Letzteres wird oft als Tragödie bezeichnet.

1. Etwas davon schimmert in Gezelles Gedicht „*Van den ouden boom*“ durch, wo er von „einer Missbildung – einem steinernen Bergmonster“ spricht (Monster ist Masse, aber, genau wie Missbildung, von bedrohlicher Größe, finster).

2. Ähnliches schwingt in *Gezelles * Avondrood** (vierte Strophe) mit: „Auf dem herrlichen sonnenbeschienenen Feld, -- das nach oben dunkel wird, -- und langsam dunkler -- und tiefer, stehen am Tisch (als Schauspiel), -- geschrieben, schwarz auf Gold, -- eine Schar von Riesen: -- das endlose Volk der Bäume, -- in der endlosen Dämmerung“.

Noch einmal: Die Wortwahl (im Großen, sowohl „endlos“ (zweimal) als auch „Bande von Riesen“ oder „(Baum-)Menschen“ (wobei die überwältigende Menge, ausgedrückt in „Bande“ und „Menschen“, bedrohlicher wirkt als beispielsweise ein einzelner Baum)), die Atmosphäre (zum Beispiel in „Abendrot“) wird nicht durch die nackte Realität bestimmt, sondern durch die Idee (großes Ausmaß koexistiert mit einer bedrohlichen Atmosphäre).

3. Ebenso innerhalb derselben ästhetischen Kategorie (Grundidee), stammt es aus derselben *Gezelle*, z.B. *De Gypten* (Baur, I, 614).

Die Zigeuner sind übrigens Zigeuner.

„Es ist dunkel in den grünen Wäldern, und die Buchenschlucht ist dicht bewachsen. (...). – Sie sind da, die Ägypter, eine wandernde Schar. – mit funkelnden Augen und wallendem Haar. – (...).“

Am lodernden Lagerfeuer, im verblassenden Grün, -- dort liegen die Männer, wild und kühn.

Dort sitzen die Frauen: Sie bereiten das Essen zu – und füllen den alten Kelch mit Wein.

Lieder und Legenden hallen ringsum wider – mit klangvollen Tönen, wie das Summen von Glocken.

Und Zaubersprüche für Not und Gefahr lehrt der Großherr (= Großvater, Ahnherr) seine Kinder gemeinsam aufzusagen.

Pessimistische Mädchen pflegen den Tanz – und flackern, wandernd zwischen Schatten und Glanz.

Dort raschelt die Kithara, der Maultiersack dröhnt, während der

Tanz immer wilder wird.

Nun traten sie in Streik, weil sie des abendlichen Verkehrs überdrüssig waren.

Die Buchen seufzen; die Müdigkeit ergreift sie. – Und sie, so fern von Heimat und Land, – erblicken im Traum ihr gesegnetes Ufer. (...).

(November 1877)?

L59

Gezelle, Strand. (...) komponierte dieses Gedicht nach Emmanuel Geibel (1815/1864), der einst zwei Jahre lang als Erzieher im Haus des russischen Gesandten in Athen lebte und sich später intensiv mit der Literatur des Südens beschäftigte.

Worin besteht also das Einzigartige (innerhalb der Kategorie des Unheimlichen)? Darin, dass bei den Roma das Unangenehme nicht in der Natur (etwa in den Bäumen) verortet ist, sondern in den Menschen selbst. Mehr noch (und darauf hoffen wir später zurückzukommen): Die Roma verkörpern in unserem aufgeklärten Zentrum (die Aufklärung setzt etwa gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein) einen Überrest (Aberglauben) einer alten Religion, die nachts in enger Verbindung mit der Erde (als Erdmutter) praktiziert wurde.

Nun, diese Religion erscheint, zumindest auf aufgeklärte Geister, als „furchterregend“, „unheimlich bedrohlich“ und „unheilvoll“. – Gezelle hat es in seinem Gedicht geschafft, etwas von dieser Atmosphäre (Idee) durchscheinen zu lassen.

Soziologisches Modell.

1. D. Szanton, **Cultural Confrontation in the Philippines**, in: **Cultural Frontiers of the Peace Corps**, Cambridge (Mass.) / London, 1966, 35/61 (Fl. 53), zeigt, wie die Anpassung der Männer des US-amerikanischen Friedenskorps auf den Philippinen ein ganzes Spektrum (d. h. eine differenzierte Betrachtung) mit den folgenden „Kategorien“ aufwies (Z. 47):

(i) Ablehnung, Aversion, (ii) Distanziertheit, (iii) Akzeptanz, Präferenz. – Dies bezieht sich auf die indigene Bevölkerung und ihre

kulturelle Prägung. Die oben genannte dreifache Natur könnte wie folgt charakterisiert werden:

(i) Akzeptanz/Präferenz	(ii) Distanziertheit	(iii)
Ablehnung/Abneigung		
+	+/-	-

Man sieht, wie in menschlichen Beziehungen (Einstellungen) die Dreifaltigkeit, die das minimale Differenzial charakterisiert (L.55), wieder präsent ist.

2. Analog dazu ist das Polaritätsprofil (vgl. Ch. E. Osgood, *The Measurement of Meaning*, 1957).

Bei einer Meinungsumfrage, beispielsweise darüber, was „Leute“ über jemanden denken (nehmen wir an einen Lehrer) – also bei einer Image- oder visuellen Eindrucksforschung – kann man beispielsweise die Differenzialtriade „kompetent“ / „unentschlossen“ / „inkompetent“ als Fragemethode verwenden.

L60

Es gibt noch mehr: Wenn man die Anzahl der Personen erfasst, die in jedem Kästchen ein Urteil fällen, erhält man eine exakte mathematische Methode (L.45: Mathematisierungsmodell). Schließlich kann man die Zahlen dann vergleichen.

Teil 2. -- Der Einfluss (allmählicher) quantitativer Veränderungen auf die Qualität .

Zunächst einmal: Es gibt immer noch Menschen, die „Quantität“ (manchmal mathematisch ausgedrückt) als unvereinbar mit einem qualitativen Empfinden in der Realität betrachten. Und dennoch kritisieren sie Mathematik und Quantifizierung! Quantität bedeutet im Gegenteil, dass Quantität und Qualität bis zu einem gewissen Grad koexistieren.

a. – Ainesidemos von Knossos (+/- -50) war ein Skeptiker (ein Philosoph, der die Forschung, insofern sie zu Unsicherheit und Zweifel führt, in den Mittelpunkt stellte). Er war unmittelbarer Anhänger des Heraklit von Ephesos (L.53), was darauf schließen lässt, dass er eine Vorliebe für paradoxe Aussagen hatte, in denen tatsächliche oder scheinbare Widersprüche formuliert wurden.

Bibelbeispiel pr. – V. Brochard, *Les sceptiques grecs*, Paris, 1887–1881; 1969, 253/298; RG Bury, *Sextus Empiricus*, 4 Bde., Cambridge (Mass.), 1961, I (*Outlines of Pyrrhonism*), xxxvii/xl.

a.1. Zentral für diesen Kreter sind die sogenannten Tropen (Tropoi, Arten der Meinungsbildung), die dazu dienen zu beweisen, dass sowohl unsere Sinneserfahrung als auch unser Denken grundsätzlich relativ sind (Relativismus: nichts ist 'absolut (sicher)').

a.2. Zu diesen Tropen gehören jene, die auf dem Gegenstand unserer sinnlichen oder intellektuellen Erkenntnis selbst beruhen (objektive Tropen). Hier liegen die Beziehungen zwischen Quantität und Qualität. Es besteht ein Zusammenhang (Z. 35; 37) – offenbar wiederholt ein Zusammenhang ACD (Ursache)/CSQ (Wirkung) (Z. 24) – zwischen quantitativen Veränderungen des Objekts und qualitativer Wahrnehmung (schrittweise).

Als Beleg führt er Ainesidemos an.

A.-- Distributive Veränderungen (L.26; 38).

desselben Zeitraums oder Raums entweder häufiger oder seltener auftritt, verändert sich die qualitative Wirkung.

Ein Komet (Stern mit Schweif) erregt also aufgrund seiner Seltenheit Aufsehen; die Sonne hingegen erregt aufgrund ihres täglichen Auftretens keine Sensation.

L61

In Anlehnung an das römische Sprichwort „Assueta vilescent“ (Was man gewohnt ist, erscheint einem gewöhnlich) erinnert man sich an eine

verwandte Beobachtung: „Man lernt, damit zu leben.“ – Zum Beispiel ist ein Erdbeben in Städten, in denen es häufig vorkommt, weniger oder gar nicht aufsehenerregend. – Differenzial:

häufig	häufig/ selten	selten (einige)
+	+/-	-

B.-- kollektive Veränderungen (L. 38).

Wenn die Masse eines gegebenen Gegenstandes verändert wird, dann verändert sich diese Masse qualitativ.

Zum Beispiel – so Ainesidèmos – ist ein einzelnes Sandkorn stachelig, während Sandkörner, die zu einem Haufen zusammengetragen werden, sich weich anfühlen. Ähnlich verhält es sich mit Wein: Eine kleine Menge (posologische Menge) stärkt die Seele, doch wenn man sie allmählich steigert, schlägt sie ab einem gewissen Punkt ins Gegenteil um: Zu viel Wein ist schädlich!

So wird – um auf ein Experiment des Anaxagoras von Klazomenai (499/428), des Begründers der experimentellen Naturwissenschaft im antiken Griechenland, zurückzukommen – ein mit Luft gefüllter Sack, dessen Hals immer fester zuge dreht wird, plötzlich platzen.

Weindosierungsdifferenz

	etwas	mehr	zu
viel			
	Vorteilhafter	Schutzh	schädlich
	+	+/-	-

B. *Francis Bacon von Verulam* (1561–1626), der Begründer der experimentellen Naturwissenschaft mit dem Ziel der Kausalitätsforschung (*Novum organum scientiarum* , 1520), beobachtete denselben Zusammenhang zwischen Quantität (Veränderungen) und

Qualität (Veränderungen). Seine berühmten Tabellen belegen dies.

Genauso wie er von der Regel bezüglich des Experimentierens spricht, die „productio experimenti“ genannt wird:

(i) wenn man die Ursache (ACD; L.24) schrittweise ändert, zum Beispiel hinsichtlich der Intensität,

(ii) Wenn dann tatsächlich ein Kausalzusammenhang besteht, wird sich auch die Wirkung (CSQ: L. 24) in einem proportionalen Maße ändern.

Das Gesetz besagt also, dass das Volumen eines Gases umgekehrt proportional zum auf es ausgeübten Druck ist.

L62

So scheint es in der Medizin zu sein, dass eine Substanz (ein Gift), wenn sie allmählich verändert wird, eine veränderte medizinische Wirkung hervorruft, und zwar so sehr, dass sich die Wirkung in einem bestimmten Moment „nicht proportional ändert, sondern manchmal ihre Natur abrupt ändert“ (Ch. Lahr, *SJ, Logique*, Paris, 1933-27, 585).

Lahr verdeutlicht hier den Zusammenhang zwischen „allmählicher Veränderung (quantitativ) und plötzlicher Umkehr“. Lahr schlussfolgert: „Es gibt daher Fälle, in denen die Quantität einen wesentlichen Bestandteil der Ursache darstellt.“

C.-- John Stuart Mill (1806/1873)

Der Empirist und Methodologe (L.24) stellte Bacons „Tabelle der Grade“ (*productio experimenti*) in seinen berühmten „Methoden“ wieder her.

Mill nennt das, was Bacon *productio experimenti* nennt, die „Methode der begleitenden Veränderungen“: „Wenn sich ein Phänomen ändert, während alle Vorbedingungen (ACD; L.24), bis auf eine, unverändert bleiben, dann ist diese eine Vorbedingung die gesuchte Ursache.“ Somit:

(i) die Anzahl oder Amplitude der Schwingungen eines

schallerzeugenden Körpers zu ändern,

(ii) und du sollst das Bild dieser Veränderungen im Klang (qualitatives Phänomen, soweit beobachtet) festigen (oc 589).

D.-- Iossif Wissarionowitsch Ojugatschwili , genannt Stalin (1879–1953), legte in seinem Werk „Dialektischer Materialismus und Historischer Materialismus“ (1937) die vier Hauptmerkmale der modernen Dialektik dar, wie sie seit G. F. W. Hegel (1770–1831) – in der idealistischen Variante – und Karl Marx (1817–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) – in der materialistischen Interpretation – existiert.

Das dritte Hauptmerkmal lautet wie folgt: „Bewegung (= Veränderung) und Werden (von Materie) schaffen etwas Neues“.

Diese Bewegung (Veränderung) und ihre Etablierung als Nachrichtenquelle erfolgen auf zweierlei Weise:

(i) in zirkulärer Weise: zum Beispiel kann man mit thermischer Energie eine Bewegung (im mechanischen Sinne) erzeugen, wobei diese kinetische Energie wiederum in thermische Energie umgewandelt wird;

(ii) in einer schrittweisen (revolutionären) Weise, wobei eine unbedeutende quantitative Änderung einen qualitativen Sprung bewirkt: physikalisch gesehen Wasser, das, sobald es hundert Grad erreicht, plötzlich zu kochen beginnt (qualitative Änderung); ebenso das chemische Produkt „Rattengift“ (Arsentrioxid), ein starkes Gift, das in kleinen Dosen heilend wirkt, in großen Dosen jedoch tödlich ist.

Ebenso verhält es sich im psychologischen Bereich, wenn „ein Tropfen Wasser“ dazu führt, dass „das Wasser überläuft“: Man denke an Mobbing, das, wenn es „zu oft“ wiederholt wird, verabscheuungswürdig wird, wohingegen es, wenn es einmal begangen wird, noch erträglich ist; man denke an eine Aufführung, ein Musikstück, das anfangs Freude bereitet, das aber, wenn es zu oft wiederholt wird, ungenießbar wird (*P. Foulquié, La dialectique* , Paris, 1949, 64s.).

Man könnte die Anwendungsmodelle ergänzen. Man betrachte das soziologische Phänomen, dass die arbeitende Masse, solange sie nicht zu sehr ausgebeutet wird, dies toleriert, aber am Rande der Ausbeutung die Übertretung – was die alten Griechen „Hybris“ nannten – als unerträglich empfindet und revolutionär statt friedlich wird.

Allgemeine Entscheidung

1. Die Tatsachen (die „faktischen Seinsweisen“ (L.7)) sind gegeben: Quantität (Veränderung) bedingt Qualität (Veränderung), wenn nötig abrupt und in Form einer Umkehrung ins Gegenteil:

2. Es stellt sich die Frage: „Wo genau liegt die Grenze des Sprungs?“

(ich) Euboulides von Milet (-380/ -320 v. Chr.), der der Schule von Megara (einer der kleineren sokratischen Strömungen) angehörte, praktizierte die Eristik, eine Methode, die die Thesen von Philosophen, Rhetorikern und Spezialisten mit Hilfe der Methode des Gegenmodells (Gegenbeispiels) widerlegt.

Zwei Modelle der Eristik sind uns unter seinem Namen überliefert, die das Problem des qualitativen Sprungs (im Falle einer allmählichen quantitativen Veränderung) verschärfen.

Modell 1. -- Der Glatzkopf: Wenn man jemandem genau ein Haar ausreißt, bedeutet das nicht, dass er dadurch eine Glatze bekommt; genauso wenig wie wenn man ihm zwei, drei usw. Haare ausreißt; man kann ihm also alle Haare ausreißen, ohne dass er eine Glatze bekommt.

Modell 2. -- Der Getreidehaufen: Genau ein einzelnes Korn ergibt keinen Getreidehaufen; auch nicht zwei, drei usw.; so ergeben auch hunderttausend Körner keinen Getreidehaufen.

Lesen wir nun noch einmal L. 25v. (summative Induktion).

Pater Lahr, Logique, 701, sagt, dass Euboulides

(i) die auf jedes Element einer Menge einzeln (in seiner Isolation) zutrifft

(ii) ordnet der gesamten Menge (als Ganzes) zu.

Wir sehen nun, welche enorme Bedeutung die summative Induktion hat! Zumindest, wenn sie richtig verstanden wird! Denn hier wird entweder „alle“ (endliche Menge) oder „alle möglichen“ (unendliche Menge) zugeschrieben, was man richtigerweise genau einem Element (Moment; L.7) zuschreibt: nämlich, dass es hinsichtlich des qualitativen Sprungs nicht aussagekräftig ist. Wir haben es hier mit einer falschen summativen Induktion zu tun.

Nun ist klar, warum wir (L.23 (Gestalt); 25 (Form; formale Induktion) der korrekten Struktur der summativen Induktion (und nicht nur der durchschnittlichen Summation) so viel Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Mit *E. W. Beth, De wijsb. D. wisk.*, 85, können wir in der Tat zugeben, dass eristisch (in der obigen Form), obwohl „kleinlich“ oder beinahe „trivial“ (vulgär), dennoch

- (1) ist die Einleitung zu einer eingehenderen Untersuchung und
- (2) kann den vollen Beweiswert beanspruchen

Doch es ist sofort ersichtlich, dass der kahle Kopf (der Kahlköpfige) oder der Getreidehaufen etwas verbirgt, was die alten Griechen „Sophisma“ (Sophismus, Fehlschluss) nannten. Selbst der gesunde Menschenverstand erkennt dies (vielleicht ohne den formalen Fehlschluss benennen zu können) (L.6).

(ii) Sowohl Gestaltpsychologen als auch Dialektiker sind ganzheitliche Denker.

Sie haben auch ein Auge für das Qualitative. Diese beiden Faktoren zusammen bedeuten, dass sie instinktiv (in der Sprache der Logistik und Mathematik: „naiv“) die Regelmäßigkeit der menschlichen Wertung (L.16/19: das transzendente „Wertvolle“) erfassen.

Oh, der Sprung (das Überschreiten der Grenze) ist eine Frage von

- (1) Gefühl,
- (2) Schwellenempfindung (sowohl Schwellenwahrnehmung als auch

Schwellenschätzung) und

(3) möglicherweise hauptsächlich aufgrund von Übereinkunft (oder Gewohnheit). Zu diesem Zweck sollte jeder Fall einzeln geprüft werden.

Prüfen Sie das folgende Differential.

Alle (möglich), sehr viele, viele, ziemlich viele (eher), wenige, eher wenige, sehr wenige, extrem wenige, fast keiner, einer, keiner.

Wir glauben, dass die drei Faktoren dieser Klassifizierung (Z. 47) eine Rolle spielen. Natürlich von Fall zu Fall eine unterschiedliche! Vielleicht verhält es sich auch wie bei den Primitiven (Z. 27).

L65

Unter Berücksichtigung dessen, was wir oben gesehen haben (Z.55), gibt es nur EIN Differential (zumindest im vergleichenden Sinne der Ordnungstheorie).

(i) ein System,

(ii) gleichsam in der Mitte aufgerissen durch einen Zwischenraum (was die alten Griechen 'dia.stèma' (lat.: intervallum) nannten).

Unzählige Male haben wir – in den unterschiedlichsten Formen – diese eine Grundform „+ / ± / -“ vor unseren Augen vorbeiziehen sehen. Und siehe da: Hier erscheint sie wieder.

alle (ja)	nein - alle (ja)	alle (nein)
+	+/-	-

In den drei Fällen (Bilder (L.55: konfiguratív), 'alles' (die Summe oder Totalität (L.7: unten; L.33 (oben); 45: allumfassende 'mathesis')) spielt die Rolle des Ausgangspunktes oder – Kantisch (I. Kant (1724/1804) – die Rolle des 'a priori'.

Mit dieser a priori Prämisse kombinieren wir den Kontrast (L.52/54) 'ja (+) / nein (-)' als Mittel der Differenzierung.

Wenn wir nun die summative Induktion erneut betrachten, dann können wir die folgende Erweiterung der Idee der summativen Induktion als vollkommen gerechtfertigt ansehen.

Es gibt **(1)** die totale summative Induktion (L.22/32).

Es gibt **(2)** die differentielle summative Induktion (L.52vv.).

Denn – anstatt mit totalen Ganzen (universellen Mengen), wie bei der gewöhnlichen Induktion – arbeitet die differentielle summative Induktion auch mit Ganzen (und vom Ganzen ausgehend (alle (ja)/nicht alle (ja)/alle (nicht)), aber mit Teilganzen, partiellen Ganzen (Teilmengen).

a. Wenn die Differential-Summative Induktion mit ganzen Zahlen (der Summe) arbeitet, handelt es sich um Induktion (das auf das Ganze (die Menge, die Totalität) ausgerichtete Denken) und daher um wahrhaft summative Induktion.

b. Wenn es jedoch zu Teilen (Teilganzen, Teilsummen) führt, dann ist es differenzierbar.

c. Wenn es eher qualitativ – wir sagen „eher“ (d. h. nicht ausschließlich) – abgestimmt ist, dann können wir getrost von qualitativer summativer Induktion sprechen; denn wir haben wiederholt festgestellt (Verifikation), dass gleiche Vielheit (Elemente, Momente) auch (nicht nur) Qualität bedeuten kann.

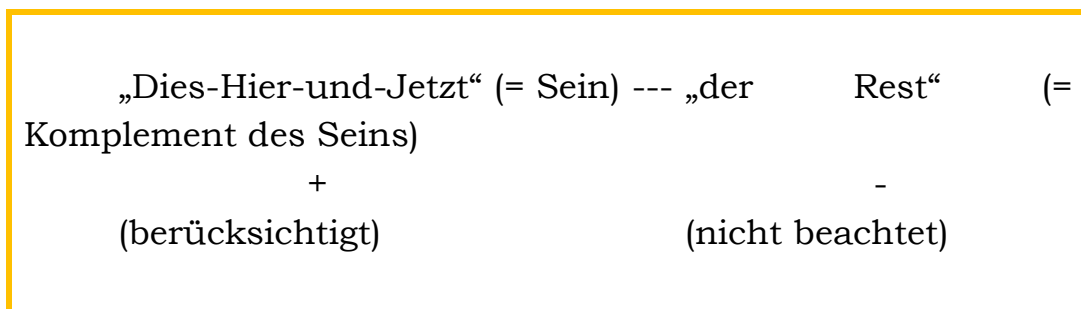
L66

d. Wenn es eine Dichotomie meint, dann wird es komplementäre summative Induktion genannt. – Etwas, dem wir bisher in mehr als einem Anwendungsbeispiel begegnet sind (aus L.7).

Der Ausdruck „die Summe und der Rest“ ist nur eine einzige Anwendung dieser sehr allgemeinen Denkregel. Was immer wir „untersuchen“ (L. 29v.; 37), untersuchen wir **(i)** an sich, **(ii)** aber **a.** als verschieden von und **b.** dennoch in irgendeiner Weise mit dem „Rest“ (Komplement) verbunden.

In diesem Sinne denken wir – ob wir nun wahrnehmen oder etwas tun – aus dem Sein heraus (der Gesamtheit der tatsächlichen Seinsweisen (L.7)), spalten uns aber dennoch in „dieses Sein hier und jetzt“ und „den Rest“.

1. Diese Art der differenziell-summativen Induktion ist grundsätzlich immer vorhanden. Andernfalls unterliegen wir. Jedes Bewusstsein (= Gewährsein) von etwas (der tatsächlichen Seinsweise) besitzt die folgende komplementäre summativ-induktive Struktur:



2. Eine Ausnahme gibt es jedoch: wenn wir das Sein als solches betrachten (= als die Gesamtheit aller möglichen faktischen Seinsweisen) (L.8: transzendental).

Natürlich ist das „Sein“ eine summativ-induktive Induktion jedes einzelnen Seins (Z. 7: Tatsache und Seinsweise): Wenn alle Seinsarten einzeln Tatsachen und Seinsweise repräsentieren, dann tun dies auch alle Seinsarten zusammen!

Entscheidung.

Induktion – jedoch im Rahmen eines reduktionistischen Schemas angewandt – ist zweifellos eine Form des Denkens mit enormem Anwendungsbereich. – Wir glauben, dies bewiesen zu haben:

1. in der ontologischen Einleitung (L.5/19 (insbesondere L.10/13 (die transzendente)));

2. in der Darlegung über die allgemeinste Form der summativen Induktion (L.22/32);

3. in der Einführung zur vergleichenden Ordnung (L.33/66), – insbesondere im Abschnitt über die Differentialgleichung (52/66). – Hinter der induktiv-reduktiven Methode steht jedoch die vergleichende Methode (L. 33/42).

L67

B.(ii). -- Die „neue“ und die „wissenschaftliche“ Dialektik als Harmologie (67/87)

Wir haben jetzt eine vergleichende Rangliste.

(1) auf der Grundlage (summativer und/oder amplifikativer) Induktion,

(2) Erkennen als Erkennen von Zusammenhängen (= partielle Identitäten, Relationen). – Messen und Differentialgleichungen sind zwei grundlegende Typen.

Descartes' Mathesis universalis erscheint als eine solide, weil präzise, Form der vergleichenden Ordnung. Dennoch scheint sie einer Ergänzung durch die Dialektik als einer abgeschwächten Form der Mathesis universalis zu bedürfen.

1. Die „neue“ (moderne) Dialektik (67/75)

A. Zusammenhang mit dem Vorstehenden (insbesondere mit der Mathesis universalis).

Die Idee einer Mathesis universalis, einer „Scientia generalis“ (lat.: allgemeine Wissenschaft), ist:

(a) heftig abgelehnt von Imman. Kant (1724/1804), der führenden Figur der (deutschen) Aufklärung (L.36);

b) wieder aufgegriffen von J.G. Fichte (1762/1814), Fr.W. Schelling (1775/1854) und insbesondere GF.W. Hegel (1770/1831), den drei führenden Vertretern des von der deutschen Romantik beeinflussten Idealismus (R. Scholz, *Die Wissenschaftslehre Bolzanos* , SB 9, 1937, 407) (L. 62v.);

(c) übernommen von K. Marx (1818/1883) und Fr. Engels (1820/1895), den Begründern des Marxismus, im Sinne der Dialektik der Idealisten, jedoch materialistisch neu durchdacht (L. 62v.).

B. Kritik der Dialektik

(a) Die Ablehnung der Mathematik als Paradigma (L.45; 50ff.) hat die oben genannten Dialektiker dazu veranlasst, eine Argumentationslinie einzunehmen, die für diejenigen, die sich mit exakten Methoden beschäftigen, niemals zufriedenstellend sein kann.

b) *Pater I.M. Bochenski* hingegen, *The Logic of Religion*, New York, 1965 48/51, der sich abfällig über die oben erwähnte Dialektik äußert, sagt, dass die Dialektik als „eine Reihe von Vorschlägen“ fruchtbar sei, insofern sie einer strengen logischen Kontrolle unterliege.

Wir übersetzen: Dialektik ist ein fruchtbares System von *Lemmata* (L.6; 12; 23; 41) oder überprüfbaren (Arbeits-)Hypothesen, wobei die kartesische Genauigkeit erhalten bleibt (L.47).

Wir werden daher die Hauptmerkmale (*Lemmata*) überprüfen, wie sie von I. Stalin (1937) formuliert und weltweit verbreitet wurden.

L68

Die vier Hauptthesen (Lemmata) der Dialektik.

P. Foulquié, La dialectique, S. 62, hält sich an die vereinfachte, aber gerade deshalb nicht so ungültige Wiedergabe von *I. Stalin, Dialectisch materialisme en historisch materialisme* (1937, genau dreihundert Jahre nach *R. Descartes' Discours de la methode* (1637), in Französisch (Paris, Ed. sociales)).

Dieses kleine Werk Stalins ist

(i) lediglich ein Echo der Lehren von Marx und Engels (wenn auch in leninistischer Interpretation),

(ii) die selbst die materialistische Neuinterpretation des deutschen Idealismus (insbesondere des Hegelschen) beabsichtigten; so dass sowohl *Descartes' Discours de la méthode* (1637) als auch seine Idee ' *Mathesis universalis* ' (L.50v.) - wenn auch in einer romantisch-idealistischen Version - in Stalins kleinem Werk widerhallen.

A. – Erster Eintrag. – „Der Marxismus ist – genau wie der

Hegelianismus – eine Art Organismus .“

Konsequenz: „Es besteht eine aktive Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Teilen der Realität.“

Stalinistisch uminterpretiert: „Das Individuum (der Mensch, isoliert betrachtet) ist lediglich eine Abstraktion (verstehen Sie: etwas, das von seinem realen Kontext losgelöst ist (L.35; 37)).“

Grund: die Einzelperson

(i) hängt von der Einwirkung der ihn umgebenden Wesen auf ihn ab (L.37ff.); das Individuum

(ii) hängt von seiner gesamten Vergangenheit ab (d.h. er verortet sich in einem diachronen Ganzen (L.41: ganz unten)).

Folgerung: Man kann den Einzelnen nur verstehen, wenn man ihn (L.38) am Schnittpunkt aller auf ihn einwirkenden Einflüsse und seiner Reaktionen auf seine Umwelt verortet.“ (Oc, 62).

Foulquié oc, 63, merkt an, dass der ungarische Marxist Georg Lukács (1885–1971), bekannt für sein Werk * *Geschichte und Klassenverständnis* *, Berlin, 1923, die obige Lehre von der wechselseitigen Abhängigkeit der Teile vom Ganzen als die Lehre des Marxismus schlechthin betrachtet. „Nicht die Priorität ökonomischer Motive (L. 34) in der Geschichtserklärung unterscheidet den Marxismus (L. 52/54) entscheidend von der ‚bürgerlichen Wissenschaft‘ (antimarxistische Geschichtserklärung). Nein: Es ist der Blickwinkel der Totalität.“

L69

Kritische Anmerkung.

Ein Denker wie Bertrand Russell (1872/1970), der Verfechter der „Menschenrechte“ (d. h. der Rechte des Menschen als Individuum), der selbst atomistisch denkt (d. h. den Schwerpunkt auf das „Atom“ legt (d. h. auf die Trennung)), wird hinsichtlich der Denkweise Hegels und Marx' (und unmittelbar auch Stalins) darauf hinweisen, dass sie ohne notwendigen und vor allem hinreichenden Grund davon ausgeht, dass das Ganze Vorrang vor den Teilen („Atomen“, Elementen) hat.

Dies gilt, obwohl es nicht sicher ist, ob der Vorrang des Ganzen (die „Totalität“, wie Dialektiker es nennen) beweisbar ist. Kollektivismus und Autoritarismus entspringen den Schlussfolgerungen, die aus einer solchen Interpretation des Verhältnisses zwischen „Atom“ und „Ganzem“ gezogen werden.

Nun ja – nach Russell und seinen Zeitgenossen – sind Kollektivismus und vor allem autoritäre Autoritätsstrukturen in der Praxis nicht so vorteilhaft.

B.-- Zweites Lemma. -- Der Marxismus ist – genau wie der Heraklitismus (L.53.60) beispielsweise im antiken Griechenland – ein Mobilismus.

„Mobilis“ (lat.) bedeutet „beweglich“, „veränderlich“, „unbeständig“. „Mobilismus“ ist eine Philosophie, wenn sie, wie Stalin, zusammen mit Hegel, Marx und Engels, behauptet, dass „alles – die Totalität und die Momente (dimobile Elemente) – ständig in Bewegung ist“.

Wie Foulquié, oc, 64, sagt: „Alles wandelt sich ständig: sowohl die Welt der unbelebten Materie als auch die des Lebens und des Denkens. Für das Denken wäre ein ‚Ruhezustand‘ gleichbedeutend mit dem ‚Tod‘. Dies gilt für die Marxisten ebenso wie für Hegel.“

Foulquié, oc, 64, zitiert *Friedrich Engels* (1820/1895), *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der Klassischen Deutschen Philosophie*, 1886-1.

„(...) Die revolutionäre Seite der Hegelschen Philosophie (...). Die große Grundidee, dass die Welt nicht als ein Komplex abgeschlossener Dinge, sondern vielmehr als ein Komplex von Prozessen erfasst werden kann.“

1. Dabei unterliegen sowohl die scheinbar stabilen Dinge als auch die idealen Vorstellungen davon in unserem Geist (vgl. L.14: logische Wahrheit), die wir „Begriffe“ nennen, einem ununterbrochenen Wandel, der dem Werden und Vergehen innewohnt.

2. Trotz aller scheinbaren Zufälle und aller vorübergehenden Rückschläge schreitet die Entwicklung darin stetig voran.

Dieser große Grundgedanke ist, insbesondere seit Hegel, so tief in das Alltagsbewusstsein eingesickert, dass er in dieser Allgemeinheit kaum noch auf Widersprüche stößt.“ (*Institut für Marxismus-Leninismus* , hrsg. von Karl Marx/Friedrich Engels, *Über Religion* , Berlin, 1958, S. 201).

Man erkennt sofort, dass es Englisch ist;

a. hinsichtlich der These der ersten Dialektiker und in unserer westlichen Ideengeschichte Heraklits von Ephesus, nämlich dass sich alles sowohl verändert als auch – mit der Zeit – in sein Gegenteil umkehrt,

b. fügt die Idee des Fortschritts hinzu, wie sie insbesondere seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts vorherrschend wurde (L.36).

Kritische Bemerkung

Im diametralen Gegensatz zu dieser für den deutschen Idealismus und den Marxismus-Leninismus charakteristischen Philosophie des Wandels, der Transformation und des Fortschritts steht beispielsweise *Agostino Steuco* (Augustinus Steuchus; (.../1550), *De perenni philosophia* , Lyon, 1540-1 (Über die ununterbrochene Philosophie), in dem dieser Bischof und Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek die von den Kirchenvätern verteidigte These (Patristik: + 33/800) in der zeitgenössischen Manier der Renaissance aktualisiert:

(i) Heidnische Philosophie (sowohl die „hieratische“ (= heilige) des Nahen und Fernen Ostens als auch die „klassische“ von Griechenland und Rom)

(ii) ist der Vorläufer sowohl des alttestamentlichen als auch des neutestamentlichen Denkens und seiner philosophischen Ausarbeitung.

Folglich herrscht seit archaischen Zeiten eine und dieselbe Grundphilosophie über die gesamte Menschheit, und zwar mit einem unveränderlichen, 'ewigen' (Philosophie der Ewigkeit) wesentlichen

Kern.

1. Mit dieser Haltung lehnte Steuco sowohl einen starren, geschlossenen Traditionalismus als auch die revolutionäre, aufgeklärte Interpretation von Tradition und abweichender Menschheit ab.

2. Niemand Geringeres als G.W. Leibniz (1646/1716; L.51) verteidigte Steukos These, ja sogar den Namen „perennis philosophia“, und stellte fest, dass sie einem Bedürfnis entsprach. (O. Willmann, *Gesch. d. Id.*, III, 172/179).

L71

Es ist bemerkenswert, dass sowohl der Hegelianismus als auch der Marxismus in ihrer weiteren „Entwicklung“ neben der „fortschreitenden Entwicklung“ auch das „Werden und Vergehen“ und sogar eine Umkehrung in ihr Gegenteil kennen.

a. Zeugen: Unter Hegels Schülern ließen sich mindestens drei Strömungen unterscheiden: konservative protestantische Theisten (Gläubige an Gott), pantheistische aufgeklärte Idealisten (Pantheismus ist die Überzeugung, dass Gott kein persönliches und erhabenes Wesen, sondern eine Art Universumsgrund ist) und linke Junghegelianer. Dies findet sich in jeder Darstellung der Geschichte des Hegelianismus.

b. Zeugen: *Esprit* (Paris), XVI (1948), 5/6 (Mai-Juni 1948), die bekannte französische Zeitschrift, trug den Titel „ *Marxisme ouvert contra Marxisme scolastique* “ (Offener Marxismus gegen den „scholastischen“ (verstehen: geschlossenen) Marxismus).

Dieser Titel birgt bereits die Umkehrung ins Gegenteil! – Jede Geschichte des Marxismus enthält ein Kapitel darüber.

C.-- Drittes Lemma.-- Bewegung (Werden/Vergehen) schafft etwas Neues .

Wir verweisen auf L.60/63 (Frage 1.62, Ad d).

D. – Viertes Lemma. – Die Realität – sowohl die Gesamtheit als auch die Momente – umfasst „Widersprüche“, d. h. innere

Spannungen.

Dies ist die stalinistische Interpretation des alten Sprichworts „Harmonie der Gegensätze“ (L.55): „Die Dinge und Phänomene der Natur enthalten ‚innere Widersprüche‘.“

1. Begründung: Sie alle haben eine negative und eine positive Seite (vgl. L.55/66: Differential). Somit haben sie sowohl eine Vergangenheit als auch eine Zukunft. Somit enthalten sie alle sowohl Elemente, die vergehen, als auch solche, die sich entwickeln.

2. Der Kampf dieser Gegensätze – wie der Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen Vergänglichem und Entwickelndem, zwischen Sterbendem und Geborenem – dieser Kampf ist der innere Sinn (Inhalt) des Prozesses (Ereignisses) jener Entwicklung, der Umwandlung quantitativer in qualitative Veränderungen. (...). Dialektik im eigentlichen Sinne des Wortes – so Wladimir Iljitsch Oulianow, genannt Lenin (187/1924), der Führer der Bolschewiki (der Mehrheit der aggressiven russischen Kommunisten) – ist die Untersuchung der Widersprüche im Wesen der Dinge selbst. (I. Stalin, o. Jh.).

L72

Notiz --

1. Nochmals: Stalin reproduziert hier die Lehre von Marx und Engels und, indirekt durch sie, die von Hegel. – Hegel selbst verwendete eine teilweise abweichende Terminologie. Er sprach von Bejahung (= These, Aussage), von Verneinung (= Antithese, Umkehrung) und von der Verneinung der Verneinung (= Synthese, Zusammenfassung). – Diese Dreifaltigkeit tritt bei Hegel unzählige Male auf.

2. Wir liefern nun eine marxistische Interpretation (= appl. mod.) dieser Hegelschen Dreiteilung „These/ Relation/ Zusammenfassung“ (dies ist die Terminologie der niederländischen Hegelianer).

A. These . -- In der ersten Phase der Arbeitsteilung (ein Hauptbegriff oder eine Kategorie (L.47), in der archaischen Zeit,

(i) jeder kann weiterhin alle notwendigen oder nützlichen Arbeiten (z. B. Sammeln, Fischen, Jagen) selbst verrichten;

(ii) die einzige Arbeitsteilung ist die zwischen Mann und Frau, die jeweils ihre eigene Art von Arbeit haben;

(iii) Folgerung: Bislang ist jeder Mensch unabhängig von seinem Mitmenschen und daher „gleich“.

(iv) aber die Natur kontrolliert eine „göttliche“ Macht wie die Menschheit (was Marxisten als „Naturreligion“ bezeichnen).

B. Beziehung .

In der zweiten Phase treten neben der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung weitere Arbeitsteilungen (Spezialisierungen) auf (zum Beispiel gibt es Priester, Bauern, Sklaven usw.).

(i) nicht jeder kann derzeit alle Arbeitsformen (Kurse) bewältigen;

(ii) Folge: zunehmende gegenseitige Abhängigkeit und folglich Ungleichheit.

(iii) Doch die Natur wird, insbesondere dank dieser Spezialisierung, nicht länger als eine „göttlich fremde“ Macht wahrgenommen, sondern vielmehr als die Gesellschaft mit ihrer Klassengleichheit. In diesem Kontext entsteht mit der Zeit die antagonistische Struktur „Kapital/Arbeit“ (Plutokrat/Proletarier).

C. Zusammenfassung .

In einer späteren Phase wird es zur Kollektivierung (Vergemeinschaftung) der Produktionsmittel (Land, Fabriken usw.) kommen.

L73

(i) die Arbeitsteilung (Spezialisierung mit ihrer Klassenbildung) neutralisieren;

(ii) Folge: Die gegenseitige Abhängigkeit wird beseitigt und Gleichheit (die nun nicht mehr archaisch, sondern modern ist) wird hergestellt;

(iii) Somit werden sowohl die Natur in der Gesellschaft (der Mitmensch) als auch die „göttlich-fremde“ Macht nun durch eine vollkommen aufgeklärte Menschheit (L. 36) ersetzt, die ohne Naturreligion oder deren Überreste leben wird. Dies wird in jüngster Zeit häufiger mit dem Begriff „Säkularisierung“ bezeichnet.

Kritische Anmerkung.

1. Die Dialektik ist ein variologisches Denksystem: Wie *HJ Hempel in Variabilität*, 97, sagt, stammt diese neue Mathesis universalis (L.67) aus der Zeit der deutschen Romantik.

Er liefert sogar einen Belegtext dafür. Pater W. Schelling (1775/1854), unverkennbar ein ausgesprochen romantischer Denker, schreibt Folgendes:

„(...) Bewegung (L.69/73: Mobilismus) ist das Wesen der Wissenschaft (*Anmerkung* : Vgl. Lenins Aussage zum Wesen der Dialektik (L.71ff.)). Werden Aussagen (Urteile, Sätze) diesem Element des Lebens (dem Leben als Ganzem) entrissen, so sterben sie ab, wie Früchte, die vom lebenden Baum gerissen werden.“

Unbedingte (L.8: absolute; 15ff.: Denkgesetze), ein für alle Mal gültige Bedeutungen (vgl. L.70: Ewigkeit) widersprechen dem Wesen der „wahren“ (verstehen: dialektischen oder zumindest mobilistischen) Wissenschaft, die im Fortschritt besteht. (...). Sie sind nichts weiter als ein unruhiges Rad, eine nie endende Drehung (...).“ (Hempel oc, 97f.).

2. P. Foulquié, oc,67, bemerkt, dass weder Hegel noch die Marxisten das Wort „Widerspruch“ (Widerspruch, Absurdität, L.8 (Beweis durch Absurdität); 15 (Gesetze des Denkens); 53 (Anwendung mod.); 60 (Ainèsid.)) im streng logisch-logischen Sinne verwenden, sondern im „variologischen - lockeren“ Sinn von entweder „gegensätzlich“ (L.54ff.) oder einfach „anders“.

Meiner Meinung nach wäre es besser, von Spannung (konfliktärer Spannung) (taseologisch ('tasis' (Gr.) = Spannung)) zu sprechen.

3. P. Foulquié, oc, 68, sagt, dass Engels selbst zugibt, dass es definitive, unumstößliche Wahrheiten gibt.

L74

So existieren beispielsweise mathematische Ergebnisse in diesem Sinne, obwohl die mathematische Wissenschaft auch einer historischen Entwicklung unterliegt (so Engels; was sich hinsichtlich des Ursprungs

und der revolutionären Rolle der Cantorsche Kompilationstheorie als richtig erweist; L.28ff.) (Vgl. auch *P. Foulquié*, oc, 91/94 (*La relativité en mathématiques*).

Dies wird daher, im rein wissenschaftlich-dialektischen Sinne, ohne romantische oder sonstige Ideologie, von *F. Gonseth, Fondements des mathématiques*, Paris, 1926, bestätigt.

Religionshistorischer Moment.

Es wurde festgestellt, dass Marxisten grundlegende religionsgeschichtliche (hierologische) Ideen übernehmen, wie beispielsweise die Vorstellung, den Göttern fremd zu sein.

a. Selbstverständlich wird dieser Begriff im aufgeklärten Sinne (L. 36) verwendet, das heißt, mit souveräner Verachtung für alles, was Religion ist, insbesondere für alles, was archaische Religion ist.

b. Doch diese Vorstellung ist genauer als die Bedeutung, die die Aufklärung selbst vermittelt.

W. B. Kristensen schreibt in seinen „Gesammelten Beiträgen zum Wissen über antike Religionen“ (A'm, 1947, S. 273) Folgendes: Er spricht von den „dämonischen Göttern der ‚Totalität‘“ (S. 272), d. h. im Wesentlichen vom gesamten Polytheismus der archaisch-antike Menschheit (des alten Ostens, Griechenlands, Roms). Hören Sie.

„Gut und Böse (L. 56ff. (die Zigeuner)) entstammten den (höchsten) Göttern: Untergang und Aufgang (L. 69; 71), die Gegensätze (L. 52ff.), die das beständige Leben der Welt ausmachen und in denen (die Babylonier) die göttliche Ganzheit sahen (L. 55: Harmonie der Gegensätze). Der Wille dieser Götter war das Schicksal, die ‚Moirai‘ (altgriechisch für Teilhabe an Gut und Böse), ‚göttlich‘, aber unmenschlich.“

Gerecht im üblichen (also biblisch geprägten) Sinne des Wortes waren sie nicht: Durch ihr Verhalten verleugneten die Götter die Gesetze, die sie für die Menschen aufgestellt hatten. Und die Alten waren sich dieses Widerspruchs im göttlichen Wesen vollkommen bewusst. Einige der eindrucksvollsten religiösen Schriften, die uns

erhalten sind, bezeugen dies: **(1)** das Buch Hiob; **(2) a)** die Babylonischen Klagelieder; **(2) b)** der gefesselte Prometheus.

Man könnte es aus religionshistorischer Sicht nicht deutlicher ausdrücken!

L75

W. B. Kristensen (oc, 289) schreibt über das Denken Heraklits: „Die Alten nennen Heraklit ‚den Unklaren‘, und das nicht ohne Grund. Denn in einem wahrhaft ‚antike‘ (verstehen Sie: archaisch-antike) Geist hielt er das Geheimnis der Totalität für wichtiger als die ‚rationalen‘ (verstehen Sie: weltlichen, zum Alltag gehörenden) Verhältnisse der Existenz.“

Heraklit sagt (Fr. 54): „Die verborgene Harmonie (harmonie afanès) ist stärker als die sichtbare.“ Heraklit meint Folgendes: Die Integration (L. 55) (= Ordnung) der Dinge und Prozesse kann

(i) ausschließlich auf dem beruhen, was wir alle ohne Unterschied sehen, berühren, fühlen und unmittelbar erkennen (wahrnehmbare Harmonie);

(ii) ferner durch unsichtbare, immaterielle, unmerkliche und, ohne besondere Einsicht, unvernünftige Daten (verborgene Harmonie) gestützt zu werden.

WB Kristensen, oc, 289, fügt hinzu:

Die Bedeutung, die dem Gedanken der Totalität auch in späteren Zeiten beigemessen wurde, zeigt sich darin, dass er bis heute nie ganz aus dem religiösen und philosophischen Denken verschwunden ist.

Somit: **(i)** philosophisch formuliert, **(ii)** aber religiös betrachtet, kehrt diese Idee in Hegels Dialektik wieder, wo These, Antithese und Synthese (L.72) die Triade (= Dreifaltigkeit) der Selbstentwicklung der 'Vernunft' bilden.

Tatsächlich ist weder die Dialektik der deutschen Idealisten

(insbesondere die Hegels) noch die Dialektik von Marx bis Stalin und seinen Nachfolgern vollständig – das heißt auch in ihren Hintergründen – verständlich, wenn man nicht berücksichtigt, was Kristensen sagt.

Es wurde auch regelmäßig festgestellt, dass die Dialektik – insbesondere in der marxistisch-kommunistischen Interpretation – einen gewissen religiösen Charakter besitzt, so profan und atheistisch dieser auch sein mag. Es handelt sich jedoch nicht um die Religion des reinen, heiligen Höchsten Wesens (Hochgott), sondern um die dämonischen Urreligionen, von denen wir in Gezelles * *De Gypten* * (L.58ff.) einen flüchtigen Eindruck gewinnen.

in **De Moedergodin in de Oudheid* *, Den Haag, 1960, treffend fest : „(In drei Mythen von Hellas) zeigt Gaia (= Erdmutter) eine Doppelzüngigkeit, die einen dämonischen Zug in ihrem Charakter offenbart.“

L76

2. -- Zeitgenössische Dialektik (76/87).

(1) Fassen wir noch einmal zusammen, was die (moderne oder neue) Dialektik, die als Mathesis universalis (L.67) bezeichnet wird, als grundlegende Methode zur Analyse faktischer Seinsweisen (L.7) beinhaltet.

Mit H. Arvon, *Le marxisme* , Paris, 1960-2, 33 S., können wir sagen: „Engels , in seinem Herrn Eugen Dührings *Umwälzung der Wissenschaft* , Leipzig, 1878 („Anti-Dühring“) und in seinem Ludwig Feuerbach (...) (L.69),-- Lenin , in seinem philosophischen Hauptwerk *Materialisme en Empiriocriticisme* (1908) und Stalin in seinem oben mehrfach zitierten *Dialectisch materialisme en historischen materialisme* haben sie alle – in dieser Reihenfolge – die Voraussetzungen (Lemmas; L.6; 67) der marxistischen Methode geklärt (...).

Es stellte sich heraus, dass vier Prinzipien aufgestellt wurden, auf denen die Dialektik beruht:

1. Die Totalität (L.68v: Organismus)
2. Bewegung (L 69/71. Mobilismus).

3. qualitativer Wandel (L.71 (62));

4. „Widerspruch“ (L.71/75).

Diese vier Überschriften werden übrigens in Arvons kleinem Werk oc, 34/40 (analog zu Foulquié) erläutert. –

(2) Foulquié, oc, 76/122, geht ausführlich auf das ein, was er „wissenschaftliche Dialektik“ nennt.

Angesichts ihrer aktuellen Bedeutung fassen wir ihre wichtigsten Thesen zusammen.

A. 1. Die Hegelsche und die marxistische bzw. marxisierende Dialektik hatten den Nachteil, dass sie rein spekulativ, außerhalb der Ergebnisse bestimmter oder positiver Wissenschaften entstanden; außerdem: Sie stellen einen „simplizistischen Schematismus“ dar (oc177). Nicht mehr.

2. Die zeitgenössische Dialektik hingegen, obwohl von rein spekulativen Überlegungen inspiriert, basiert auf den Ergebnissen spezialisierter Wissenschaften (L.1) und ist weniger rhetorisch (L.1).

Es erinnert an das Motto von J. Fr. Herbart (1776/1841): „Jeder sollte sich mit allen Spezialgebieten befassen. Jeder sollte jedoch in genau einem Spezialgebiet ein Virtuose (Spezialist; L.1/2) sein.“

Foulquié, oc,78/97, demonstriert dies am Beispiel von:

1. die Geisteswissenschaften, **2.** die Naturwissenschaften, **3. die Mathematik** (l.73v.), **4.** die Logik (Logistik).

L77

B.-- Hier sind die Einträge (L.6; 41) der aktuellen Dialektik.

Sie können unter zwei Hauptansichten klassifiziert werden (L.42 (synchronisch); L.41 (diachronisch)).

Dies entspricht im Großen und Ganzen **1.** Totalität (synchron) und **2. bis 4.** Bewegung; qualitativer Wandel; Widerspruch (diachron). Man erkennt: Die grundlegenden Linien bestehen fort.

A.1.-- Vorsätzlich. (77/78)

Siehe L.7;9/10;30,-- Die heutigen dialektischen Spezialisten unter den Wissenschaftlern weisen darauf hin, dass alle wissenschaftliche Arbeit (weniger die Ergebnisse) eine Wechselwirkung zwischen dem untersuchenden Subjekt (= noetische Seite) und dem untersuchten Objekt (noematische Seite) ist.

A. Notiz: --

Die Begriffe „noetisch“ (Subjekt) und „noematisch“ (Objekt) stammen nicht von den Dialektikern, sondern von Edmund Husserl (1859/1938), dem Begründer der intentionalen Phänomenologie, die Subjekt und Objekt gemeinsam behandelt (L. 13). Wir verwenden sie hier in Klammern, weil sie genau das widerspiegeln, was zeitgenössische Dialektiker (und im Übrigen auch Hegel, der die Wechselwirkung von Subjekt und Objekt sehr gut verstand) ausdrücken wollen.

B. Notiz: -

Anders ausgedrückt: Wissenschaftliche Arbeit ist „Begegnung“ (Z. 13). Dies impliziert, dass

(i) Das Material (Objekt), mit dem sich der Fachwissenschaftler auseinandersetzen muss, muss zunächst gleichsam vital verarbeitet werden, bevor es rational-intellektuell formuliert werden kann (etwas, das auch Hegel als vom deutschen Romantizismus beeinflusster Denker sehr gut verstand (L.67; 73));

(ii) Der Forscher, der mit den Daten interagiert, muss sich sozusagen zuerst selbst engagieren („Engagement“), bevor er die Daten (das Objekt) intellektuell und rational formulieren kann (was Hegel aufgrund seines romantischen Hintergrunds sehr gut erkannte: Für die deutsche Romantik – für Schelling (L.73) und Hegel sowie für die Marxisten, die auf romantischer Basis durchdachten – ist die Philosophie, bzw. die Disziplin und Rhetorik „das Leben, das in volles Bewusstsein tritt“ (A. de Waelhens, *Existence et signification* , Louvain/Paris, 1958, 75 ff.)).

Die Dialektiker distanzierten sich sofort von dem lebensentfremdenden, distanzierten aufgeklärten „Rationalismus“.

Ein Begleittext.

A. Lautmann, *Essai sur les notions de structure et de existenz en Mathematiques*, II (*Les schémas de genèse*), Paris, 1938, 147 (zitiert von Foulquié, oc, 101): mit Leon Brunschvicg (1869/1944) – der über *Les étapes de la philosophie mathématique*, Paris schrieb , 1912-1 – A. Lautmann erkennt „die Notwendigkeit an, zwei Dinge untrennbar miteinander zu verbinden:

a. Ausarbeitung (Entwicklung) – oder, einfach ausgedrückt, Verständnis der mathematischen Theorien einerseits und

b. Die Erfahrung, die der Intellekt im Hinblick auf Gerechtigkeit bei dieser Ausarbeitung und/oder diesem Verständnis sammelt.

A. Lautmann drückt dies anders aus: „Jeder Versuch im Bereich der Logik, der den Verlauf der Entwicklung der Mathematik a priori (d. h. durch bloßes Vorgehen von Voraussetzungen aus) lenken möchte, missachtet mit anderen Worten das wahre Wesen der mathematischen Wahrheit. Diese ist schließlich an die gestalterische (d. h. lemmatische) Arbeit unseres Intellekts gebunden.“ (oc,101).

A.2.(i). -- Lemmatisch-analytisch (Zeile 6: 41).

Die gegenwärtige Dialektik im Zusammenhang mit der Wissenschaftstheorie (Szientistik) weist darauf hin, dass jede wissenschaftliche Arbeit oder wissenschaftliche Praxis ständig eine Wechselwirkung zwischen dem Lemma, das sie „a priori“ nennen, und der Analyse, die sie „a posteriori“ nennen, voraussetzt.

Notiz: -- 'A-priori' bedeutet im Lateinischen 'im Voraus', 'vorher', 'an vorderster Front'; und 'a-posteriori' bedeutet, ebenfalls im Lateinischen, 'danach'.

Anmerkung: -- Wir können den Begriff „Interaktion“ auch anders ausdrücken – jetzt, da wir beginnen zu verstehen, was die heutigen akademischen Dialektiker damit meinen: Anstatt „entweder (Subjekt, Lemma) oder (Objekt, Analyse)“ sagt der Dialektiker „sowohl (Subjekt, Lemma) als auch (Objekt, Analyse)“.

Ein Beweisstück.

„Es gibt keine Kategorien (= Grundbegriffe), die aus unserem Verstand stammen („catégories mentales“), die ohne Erfahrung auskommen könnten. Aber es gibt auch keine Erfahrungseinsicht („intuition empirique“) ohne Daten, die vom Verstand geliefert werden.“ (So Foulquié, oc.98).

Daher gilt in der aktuellen Theorie: „Die Distanz, die früher zwischen dem Axiom (theoretische Voraussetzung, a priori) und der empirisch festgestellten Tatsache angenommen wurde, existiert schlichtweg nicht.“

L79

Foulquié, oc, ibid., erklärt weiter: „Das Axiom entsteht aus den Tatsachen, und die Tatsache wird erst durch Kategorien (= Grundideen) erkannt, die die Erfahrung transzendieren:

„Die Analyse der Mittel und Methoden, so genau wie möglich durchgeführt – der Methoden im Dienste unserer Beobachtung –, erzwingt die Verknüpfung („rapproche“) der sogenannten Tatsache an sich („le fait brut“) mit der Theoretisierung („spéculation“).“ (Foulquié entlehnt diesen letzten Satz *F. Gonseth* (1890/1975), *Vorwort in Georges LeMaître* (1894/1966; dem weltberühmten Verfechter der Theorie des Uratoms), *L'hypothèse de l'atome primitif*, Paris, 1946).

Wir gehen davon aus, dass die Tatsache, dass jemand wie Georges Lemaître Gonseth das Vorwort zu seinem Werk schreiben ließ, als Autoritätsargument ausreicht. Lemaître war schließlich voll und ganz in die wissenschaftliche Praxis eingebunden; er konnte daher die Theorie dieses Werkes mit fundiertem Fachwissen beurteilen.

A.2. (ii).-- Abstraktion.

1. „Abstrakt“ bedeutet hier in der Szientistik (der Wissenschaftslehre), dass der spezialisierte Wissenschaftler in der Regel, aber nicht immer (man denke nur an die wissenschaftliche Bestimmung singulärer (= einzigartiger, einmaliger) und konkreter (mit

anderen singulären Daten verschmolzener) faktischer Seinsweisen (L.7)),

(a) beginnt mit dem Singular Konkret,

b) mit dem Allgemeinen (Universellen) und damit dem Fremden („Abstrakten“) zu enden. (L. 64v.).

Nun, das, was entweder diesem „Abstrakten“ entspricht oder ihm widerspricht, nennen wir „abstrakt“ (bezogen auf das Abstrakte).

2. Mit anderen Worten, dialektisch gesprochen, gibt es eine Wechselwirkung (und...und... (L78)) zwischen dem gegebenen Gegebenen, das auf einzigartige Weise mit der Umwelt verschmolzen ist, und der abstrakten Haltung, die der Spezialist gegenüber diesem singulär-konkreten einnimmt („dieses Hier und Jetzt“).

Beweistext.

„Ein völlig abstrakter Begriff (eine Idee, ein Konzept), der keinerlei Bezug zur konkreten Realität hat, wäre bedeutungslos.“ (Foulquié, oc, 99).

Anders ausgedrückt: Ein regulatives (= abstraktes) Modell ohne applikative (= anwendbarkeitsbeweisende) Modelle ist leer. Umgekehrt: Applikative Modelle ohne ein regulatives Modell sind blind.

In diesem Kontext bedeutet „leer“ so viel wie „nicht anhand von Beispielen (Anwendungen) erklärt“ und „blind“ so viel wie „nicht anhand von Begriffen (Ideen, Kategorien) erklärt“.

L80

Bekanntlich geht diese Verbindung zwischen „blindem“ und „leerem“ Denken (L. 55) auf Iljitsch Kant (1724–1804) zurück, eine führende Figur der deutschen Aufklärung (L. 36: Aufgeklärtes Denken). In seiner Kritik an John Locke (1632/1704), dem Begründer der englischen Aufklärung, der behauptete, alles Wissen stamme aus den Sinnen („sensu“ (lat.) = Sinn), und in seiner Kritik an Gottfried Wilhelm Leibniz (L. 51; 70), dem Begründer der deutschen Aufklärung, der behauptete, Wissen stamme aus dem Intellekt, schrieb er:

„Leibniz intellektualisierte die Phänomene (d. h. die Daten, insofern

sie sich offenbaren (L.13: ‚Wahrheit‘ als Enthüllung), genau wie Locke die Begriffe des Verstehens sensibilisiert hatte (...)“

Um diese doppelte Einseitigkeit zu beheben, stellte er kurz und bündig fest: „Gedanken ohne Inhalt (verstehen: Beispiele, Anwendungen) sind leer; Einsichten (verstehen: Sinneswahrnehmungen, Phänomene) ohne Begriffe sind blind.“

Damit – siehe oben L.71/73: These (Lockes einseitiges sinnliches Wissen); Werbung (Leibniz' einseitiges intellektuelles Wissen); Zusammenfassung (Kants „dialektische“ Erkenntnistheorie) – überwand Kant zwei sehr einseitige Erkenntnistheorien der Aufklärung.

Sofort lieferte er ein anwendbares Modell der Dialektik in Bezug auf abstraktes Wissen. (O. Willmann, *Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke, in historischer Anordnung*), Kempten/München, 1909, 94).

Im Grunde berührte Kant damit die Wurzel der beiden Hauptströmungen der Aufklärung, nämlich des Intellektualismus (z. B. Descartes, Leibniz) und des Empirismus (z. B. Locke, Hume).

Man spricht auch von zwei Haupttypen des „Rationalismus“, wobei „Rationalismus“ dann nicht als „rationales intellektuelles Verhalten“, sondern als „aufgeklärtes“ (säkulares; L.74) Verhalten verstanden wird, in dem die „Vernunft“ – verstanden als kritische Vernunft – zwar eine führende Rolle spielt, aber in zwei Formen: einer intellektualistischen und einer empiristischen.

Die Dialektik befasst sich mit diesen Gegensätzen (L.65: Harmonie).

L81

Notiz: -- a. -- In der Erziehungsmethodik spricht man von der „induktiven Methode“ (vgl. L. 30ff.) und von der „deduktiven Methode“ (L. 26; Frage 32 (M = VZ1)) im Kontext der „programmierten“ Bildung.

Um die eigentümlichen Begriffe zu verstehen, muss zunächst gesagt

werden, dass im Lateinischen – in den scholastischen Lehrbüchern – ein Anwendungsmodell mit „exempli gratia“ (wörtlich: zum Beispiel, Anwendung), abgekürzt „e.g.“, eingeführt wurde. Weiterhin: Im Englischen, der Lingua franca modernster Technologien, heißt „regel“ einfach „rule“. Nun gut,

(A) Die induktive Methode bezüglich der zu lernenden Daten bietet zunächst ein oder mehrere Anwendungsmodelle an, um von dort aus zur Ableitung des regulativen Modells („Regel“) zu gelangen. Sie wird als „Egrule“ (abgekürzt: Egrule) bezeichnet.

(B) Die deduktive Methode bietet in diesem Zusammenhang zunächst das regulative Modell („die Regel“) an, um es anschließend anhand von Anwendungsmodellen zu veranschaulichen. Es wird „Rul.eg“ genannt (abgekürzt: Ruleg).

b. – Dialektisch betrachtet lautet es also: nicht „entweder (induktiv) oder (deduktiv)“, sondern „sowohl (induktiv) als auch (deduktiv)“. (Z. 32, wo beide Methoden, eingebettet in einen reduktiven Rahmen, tatsächlich „dialektisch“ zusammen und nicht getrennt konzipiert und praktiziert werden):

Das ist also der wahre Grund, warum wir selbst in deduktiven Angelegenheiten immer reduktiv vorgehen. Grund: Dialektisch gesehen gehören die beiden zusammen!

B.1.(i). -- *Ergänzend (ergänzend).*

Siehe zuerst L. 33 (Ergänzung); 37ff. (Kollektivstruktur).

Historische Erklärung.

Foulquié oc, 101, gibt an, dass der Begriff des „Komplements“ (Komplement; L.7 (ontologisch); 33 (methodologisch); 66 (methodologisch)) von dem dänischen Physiker Niels Bohr (1885/1962), Nobelpreisträger für Physik (1922), in die Erkenntnistheorie (die Wissenschaftslehre) eingeführt wurde.

Damit sollte der Streit (L.71 (I. Stalin, zu diesem Thema)) zwischen den Anhängern der Korpuskeltheorie hinsichtlich der „Atomstruktur“

(das Atom als eine Ansammlung oder ein System (L.38) von (lateinischen) „Corpuscula“ („Teilchen“)) und den Anhängern der Wellentheorie (das Atom als eine Ansammlung oder ein System von „Wellenbewegungen“) beigelegt werden – ein Streit, der (in der Optik) seit zwei Jahrhunderten tobt.

L82

Beweistext.

1. J.-L. Destouches, *Principes fondamentaux de la physique theorique*, Paris, 1942, 158 (Foulquié, oc,162), sagt: „Die von Niels Bohr eingeführte Idee der ‚Komplementarität‘ (komplementären Charakters) besteht darin, sowohl dem Teilchenaspekt (Korpuskularaspekt) als auch dem Wellenaspekt der Phänomene eine gleichwertige partielle Realität zuzuschreiben.“

Darüber hinaus bedeutet „Komplementarität“ in diesem speziellen Fall, dass bei der Durchführung von Experimenten (experimentell; Z. 42) immer entweder der eine oder der andere Aspekt zum Vorschein kommt; mit anderen Worten, dass die beiden Momente niemals gleichzeitig auftreten.

Man achtete daher genau darauf: Der zweite von Destouches erwähnte Aspekt steht in keinem Zusammenhang mit dem Konzept der „Komplementarität“.

Anmerkung: – Wir weisen hier zu Recht darauf hin, dass das Komplementaritätsprinzip gegensätzliche (L. 53ff.), privative (L. 53) und korrelative (L. 54) Gegensätze zulässt, nicht aber widersprüchliche (L. 52ff.). Es sei denn, beispielsweise im oben genannten Fall.

2. Foulquié, oc, 105ss., fügt weiter hinzu: „Die Idee der ‚Komplementarität‘, die zuerst in der Mikrophysik entwickelt wurde, wurde später in andere spezialisierte Wissenschaften eingeführt.“

a . Bohr selbst wandte sie beispielsweise auf die Frage nach dem Wesen des Lebens (biologisch) an. Das, was als lebendig bezeichnet wird, offenbart sich uns in zwei Formen:

(i) ein physikalisch-chemischer Aspekt und (ii) ein „dynamischer“ (d. h. mehr als nur physikalisch-chemischer) Aspekt, der sowohl die Physik als auch die Chemie transzendiert“.

B. *Gonseth, Déterminisme et libre arbitre (Entretiens présides par F. Gonseth)*, Paris, 1944, 181 ff., schlug die Einführung des Konzepts der „Komplementarität“ in Bezug auf die Frage des Verhältnisses zwischen Freiheit („libre arbitre“) und Determinismus (wobei alles „determiniert“, d. h. vorherbestimmt und zugleich unfrei ist) vor. (oc,105).

Damit ist der Überblick über eine psychologische Anwendung abgeschlossen.

B.1. (ii) -- *Einheitliche wissenschaftliche.*

Kehren wir zu Zeile 33 (interner und externer Vergleich) zurück.

Foulquié, oc, 106, nennt dies „caractère organique du savoir“ (organische Natur des Wissens).

Der Begriff „Einheitswissenschaft“ stammt, streng genommen, aus dem Wiener Kreis, einer Gruppe von Denkern (allen voran R. Carnap (1891/1971)), die zwischen etwa 1920 und 1938 in Wien ansässig war. Diese Gruppe wird üblicherweise als „Neopositivismus“ (L. 36: A. Comte begründete den Positivismus) oder „Logischer Positivismus“ (logisch, weil die Sprachforschung auf einer logischen Grundlage durchgeführt wurde) oder auch als „Logischer Empirismus“ (80: Locke, Hume u. a. waren Vorläufer des französischen Positivismus) bezeichnet.

L83

a. Nun, nach ihrer Ankunft in den USA gründeten mehrere Mitglieder und Unterstützer die Unity of Science Movement.

b. Obwohl die Neo-Positivisten alles andere als „Dialektiker“ waren, setzten sie dennoch eine Bewegung in Gang, die lediglich die „szientistische“ (rein wissenschaftliche) Wiederherstellung dessen darstellte, was die Dialektiker seit dem Deutschen Idealismus (L. 67) eigentlich angestrebt hatten: die organische Ausarbeitung allen Wissens.

Beweistext.

„Tatsächlich ergänzen sich nicht nur die Daten der Wissenschaften gegenseitig, sondern alle Bereiche menschlichen Wissens. Denn das Denken besteht nicht aus einzelnen Teilen und Fragmenten, die für sich stehen: Wie in einem (lebenden) Organismus (Z. 68) besteht auch hier ein kontinuierlicher Zusammenhang.“

a. Daher kann man die Rolle (le jeu) eines einzelnen Organs nicht verstehen, ohne Kenntnis aller anderen (L.7; 66, 81 (Komplement)) Organe, mit denen es verbunden ist (synchronisch; L.41ff.; 77).

b . Wie Georges Cuvier (1769/1832), Begründer der Paläontologie und Wiederbegründer der vergleichenden Anatomie, damals nachwies, zieht die Veränderung eines einzelnen Organs anatomische Veränderungen in allen anderen Organen nach sich (L. 60/63) (diachron). (...).

c. (...) Sprache (...). Die Bedeutung von Wörtern hängt vom Kontext ab (L.7; 66: Komplementierung).

1- Es genügt, ein einziges Wort ((L60/63)) zu ändern, um allen anderen (L.66) Begriffen des Satzes (= Aussprache) eine veränderte Nuance zu verleihen.

2. Darüber hinaus wird diese Schattierung (Nuance) (...) erst sichtbar, wenn der Satz gebildet ist, so als ob die Synthese (L38: coll. Str.) relativ unabhängig von den Elementen (Momenten) wäre, die sie zusammenführt. (Foulquié, oc, 107).

Die heutigen Strukturalisten haben diese Erkenntnis über die Kohärenz bestätigt (L.39ff.), obwohl auch sie keine reinen Dialektiker sind.

L84

Beweistext.

F. Gonseth (L.79), *Les mathématiques et la réalité* , Paris, 1936, 43 (Foulquié, oc.107), schreibt: „Wörter, mit ihrer Bedeutung, soweit sie ihnen das Wörterbuch zuweist, sind lediglich das Material, das die verbale Architektur (l'architecture verbale) verwendet. Die Bedeutung (sens) der Gebäude (der Sprache) ist alles andere als eine bloße Gegenüberstellung oder gar eine Verkettung der einzelnen Bedeutungen des gesamten Sprachgebrauchs.“

So ist auch die Schönheit (L.56) beispielsweise eines Tempels nicht bloß die individuelle Schönheit der Marmorstücke, der Porphyrböcke, der Goldpartikel usw.

Mit diesen beiden Beweistexten wird das erste Glied der Analogie (des Vergleichs) gegeben, nämlich das Modell (Exemplar).

Nun zum zweiten Begriff, nämlich dem, in dem das Modell dargestellt wird, nämlich dem Denken (Erkennen). Belegtext.

1. Ein Theologe (der Gelehrte), *H. Bouillard*, *Conversion et grâce chez saint Thomas d'Aquin* (L20), Paris, 1943, 219 (Foulquié, oc, 108), schreibt:

„Wenn sich der Mensch weiterentwickelt, bleibt eine unveränderliche Wahrheit (L.70) nur dank einer gleichzeitigen Weiterentwicklung aller Begriffe bestehen, die unter diesen Begriffen ein und dieselbe Verbindung aufrechterhält.“

2. Der Erziehungspsychologe *P. Guillaumier* schreibt im *Journal de Psychologie* vom 15.11.1925 (zitiert nach *G. Bachelard* (1884/1962), *Essai sur la connaissance approchée* , 250): „In der gesamten Erziehung besteht der Fortschritt weniger darin, eine Antwort (Reaktion) mit einer Wahrnehmung (Reiz) zu verbinden, als vielmehr darin, die Wahrnehmung (den Reiz) selbst zu modifizieren (L.60ff.).“

3. *F. Gonseth* sagte in seiner Rede an das Institut Henri-Poincaré : „Jeder Fortschritt im Wissen wirkt sich auf alle anderen Teile dieses Wissens aus.“ Foulquié (oc. 107s.) fügt unter Bezugnahme auf die vorhergehenden Texte hinzu: „Die neuen Errungenschaften (der Wissenschaft) werden nicht einfach zu den anderen hinzugefügt: Sie

werden zu einem integrierenden Bestandteil derselben, sodass sie mit ihnen ein Ganzes bilden.“

Man kann es erkennen: Es gibt eine Analogie zwischen einem Organismus und Wissen.

L85

Anmerkung: -- Was die Sprache als „Organismus“ betrifft, so kann hinzugefügt werden, dass die deutsche Romantik (L.67; 73; 77) die erste war, die die Sprache in ihrer ganzen Komplexität untersuchte.

Zwei deutschsprachige Produkte weisen noch immer deutliche Spuren davon auf:

(i) Karl Ferd. Becker, *organismus der Sprache* (1827; 1841: auf vergleichender Basis und ausgehend von Logik und Syntax (Grammatik) versucht Becker, die ideale Struktur der Sprache darzulegen);

(ii) insbesondere jedoch *Wilhelm von Humboldt* (1767/1835), der klassische Humanist und Gründer der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahr 1811, der aus linguistischer Sicht die gesamte Kultur sowohl eines einzelnen Volkes (und dessen „Nationalgeist“) als auch aller Völker (und deren sprachliche Verbundenheit in ihrer ganzen Vielfalt) untersuchte (wie in seinem Hauptwerk: * *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java**, 3 Bände, 1836).

1. „Man muss bis zum Ende des 19. Jahrhunderts warten, um zu sehen, wie von Humboldts ‚linguistischer Strukturalismus‘ von Ferdinand de Saussure (1857/1913) aufgegriffen und gerechtfertigt wird. Er zeigt schließlich, dass Wörter integrierende Konstituenten (L.83ff.) innerhalb eines Systems (L.39/41) bilden.“ (*H. Arvon, La philosophie allemande*, Paris, 1970, 109; 112/115).

2. Im Gegensatz zu den zeitgenössischen Strukturalisten hält von Humboldt jedoch am Individuum (L. 69) als einer real existierenden Person fest: „Innerhalb der (nationalen wie internationalen) Übereinkunft besteht schließlich eine so bemerkenswerte Individualisierung (Willmann zitiert nun von Humboldt selbst:), dass

man mit gleicher Berechtigung behaupten kann, die gesamte Menschheit besitze nur eine Sprache, dass jeder Mensch individuell eine eigene Sprache besitze.“ (O. Willmann, *Geschichte d. Id.*, III, 774; zu Becker, oben: ebd., 784). – Vgl. „und ... und ...“ L. 78: 82.

Anmerkung: – Theodor W. Adorno (1903–1969) vom 1924 in Frankfurt gegründeten Institut für Sozialforschung lehnt ebenfalls Hegels (und Marx') Idee der „Totalität“ („Ganzheit“) ab (L. 68). Wie viele andere, die den russischen leninistischen Kommunismus miterlebt haben, sieht er darin Totalitarismus.

L86

B.2.-- historisch (evolutionär).

Zum Schluss noch ein Wort zum diachronen Moment (Z. 41).

Unter Androhung des Verlusts jeglichen Denkens,

(i) Wir sind gezwungen, die Konzepte zu verwenden, die unsere Generation akzeptiert, und

(ii) die wir durch unseren Beitrag nach und nach (L.60/63) durch ihre Verwendung bis zu einem gewissen Grad anders (neu) umgestalten: (Foulquié , pc, 108, zitiert F. Gonseth, (*Mathématiques et réalité* , 236, :)

„Ein lebendiger Begriff (i) entsteht nicht aus dem Nichts (...); (ii) er geht aus seiner ‚Vergangenheit‘ hervor und verändert sich (L. 60ff.; 71) durch seinen Gebrauch.“ (Foulquié fährt fort): „Folge: Der Inhalt unserer Begriffe ist nicht ohne Ambiguität.“

In existentieller Sprache: Unser Denken ist:

(i) in eine bestehende Situation „hineingeworfen“, die wir uns nicht aussuchen;

(ii) das „Entwerfen“ neuer Gedanken. Anders ausgedrückt: Unser Denken (i) hat eine Geschichte und (ii) schreibt selbst Geschichte.

Beweistext.

Foulquié, oc, 109, bezieht sich auf die Revolution (die später von Thomas Kuhn, **Deconstructuur van wetenschappelijke evoluties**, (Meppel, 1972-1, 1976-2) erläutert wurde), die die, zumindest zu jener Zeit, neueren Theorien über die Mikrostruktur der Materie (Mikrophysik;

L.81) für die uralte Idee der „Materie“ („Substanz“) darstellten.

Trotz dieser revolutionären Wiedereinführung des Begriffs „Materie“ bleibt „das Wort ‚Materie‘, mit dem wir heute jene Wirklichkeit bezeichnen, die sich so sehr von der Vorstellung unserer Vorfahren unterscheidet, immer noch mit der Bedeutung behaftet, die sie ihm beimaßen“ (Oc,109).

S. Gagnebin, in: *Dialectica* (*Revue trimestrielle* , Paris/Neuchâtel, depuis février 1947), Nr. 6 (Juni 1948), 272, schreibt:

Während der Wissenschaftler also von einem früheren Horizont zu einem neuen übergeht, stützt er sich dennoch weiterhin auf ein Fundament, dessen Stichhaltigkeit nicht mehr uneingeschränkt anerkannt wird.

Und Foulquié (ebd.) fügt hinzu: „Die Konzepte müssen überarbeitet oder – wie G. Bachelard und F. Gonseth es ausdrücken – dialektisiert werden.“

Allgemeine Entscheidung

Offenes Denken. „Unser Geist sollte offen bleiben.“

L87

Diese „Offenheit“ beinhaltet – laut Foulquié, oc.114 – Folgendes:

(i) sich auf jede Idee und jede Tatsache vorbereiten, die etablierten Vorstellungen widerspricht;

(ii) darüber hinaus sollten Sie über das hinausgehen, was etablierten Ideen widerspricht.

1. Schließlich leben wir mit der Tatsache unserer natürlichen Neigung, die uns dazu bringt, auf bequeme Weise an erworbenen Positionen festzuhalten.

„Wir – so G. Bachelard, *La formation de l'esprit scientifique* , Paris, 1938,7 – kauen ununterbrochen über dieselbe Leistung und werden alle – darin gleich allen Geizhalsen – Opfer des Goldes, das wir liebkoosen.“

2. „Man sollte ‚nein‘ sagen.“

(i) sowohl der Wissenschaft der Vergangenheit

(ii) hinsichtlich der neuen Hypothese (des Lemmas), die sich ergibt.

Begründung: „Jedes Wissen, das man im Moment seiner Entstehung erwirbt, ist polemisches (umstrittenes) Wissen“ und „Der Heuristik (Methode der Entdeckung, Kunst der Entdeckung) liegt eine ganze Eristik (L.63) zugrunde“ (beide Sätze stammen aus *G. Bachelard, *la dialectique de la durée **, Paris, 1936, 24; 68).

Fazit : Eine offene Philosophie ist in erster Linie eine Philosophie, die „nein“ sagt (ebd.).

3. „Doch der Wissenschaftler sollte sich in seiner Ablehnung nicht verhärten (L.72): Die Philosophie des ‚Nein‘ ist lediglich negativ, um umso offener zu sein.“

a. Ein „Nicht-Kantismus“ ist beispielsweise

(i) keinesfalls die reine Ablehnung dessen, was I. Kant (L.80) dachte;

(ii) in der Tat eine von Kant inspirierte Philosophie, die die etablierte („klassische“) Kantische Lehre transzendiert und sie für andere Sichtweisen öffnet.“ (Ebenda).

b. Auch in Bezug auf die Logik (Logistik) ist die Tatsache zu beachten, dass „einige moderne Denker, die das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten 'dialektieren' (L.15) (L.86: unten),

(i) neben der zweiwertigen Logik des Aristoteles (L.4; 5), die entweder mit „wahr“ oder mit „falsch“ (L.15) arbeitet.

(ii) entwarf eine dreiwertige (die mit 'wahr', 'falsch' und 'weder wahr noch falsch' arbeitet) oder sogar eine mehrwertige Logik (= Logistik) (Foulquié, oc,118), - Dies ist offenbar eine Offenheit, die ontologisch (transzendental: L9) ist und letztlich auf der Idee des Seins beruht.

II. Theoriebasierte Modelle (88/158)

1. – Ein dogmatisches Modell der vergleichenden Ordnung (88/93)

A.-- G.G. Granger, **Pensée formelle et sciences de l'homme **, *Paris*, 1967, 1/6, legt dar, wie der Strukturalismus seiner Ansicht nach auf die folgenden drei Denkweisen zurückgeht.

(A) Linguistik

Die Linguistik von B. de Courthenay und insbesondere von Ferdinand de Saussure (1857/1913), die davon ausgingen, dass Sprache (als „Code“ oder verfügbares Zeichensystem) ein kohärentes Ganzes sei, insbesondere aus Paaren von Gegensätzen (L.85; 53).

(B) Mathematik

Die Mathematik Bourbakis – eine Gruppe junger Mathematiker, deren Kollektivpseudonym „Bourbaki“ lautet, hat seit 1939, ausgehend von Begründern wie G. Cantor (L.28ff.), die gesamte traditionelle Mathematik neu gedacht und sie um die Idee der „Struktur“ (eines „Systems“) mathematischer „Objekte“ (man denke an Ordnungen, algebraische und topologische Strukturen) zentriert. Vgl. L.41.

(C) Die „Systemtechnologie“

Die „Systemtechnologie“ von *Martial Gueroult* (1891–1976), der beispielsweise die Werke von R. Descartes (L. 36; 50ff.; vgl. Sartres Interpretation von Descartes) analysierte, bestand darin, die cartesianische Philosophie anhand von Texten und Zeugnissen als System mit einer wohldefinierten Struktur zusammenzustellen; so etwa in seinem Werk ** Descartes selon l'ordre des raisons**, Paris, 1953. Granger zufolge passte Gueroult die logische Konsistenz (Kohäsion) von Descartes' Aussagen in die Idee eines (relativ) geschlossenen Systems ein.

Anmerkung: Der Ausdruck „Systemtechnologie“ ist irreführend; „Systemanalyse“ wäre besser. Vgl. L.38/41.

B. – Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung der Ursprünge von Ch. Bally/ A. Sècheyhay/ A. Riedlinger , veröffentlicht von *Ferdinand*

Saussure, *Cours de linguistique générale* , Paris, 1916–1911 (1931), 7/11 (*Vorwort zur ersten Auflage*), deutlich. In diesem Werk beschreiben Saussures Schüler die Methode, mit der sie – ähnlich wie M. Gueroult – durch systematischen Vergleich und unter Einbeziehung der erhaltenen Zeugnisse des Unterrichts ihres Lehrers das kohärente System der semiologischen Linguistik entwickelten.

L89

C. – Wir strukturieren jedoch die Vorrede nach dem reduktiven Schema um (L.6; 12 (= lemmat. analyt. Form); 23; 26 (syllog. Form); 24 (operat. Form); 41). Vgl. L.78!

a. Beobachtung.

a.1. -- gegeben (Situation):

(i) Die Verleger hatten sich an Saussures Lehren gehalten (sie hatten also eine Vorstellung davon);

(ii) Nach dem Tod des Denkers im Jahr 1913 bestand das Korpus (d. h. die gesamte Textsammlung; L.22 (Inventar)) nur noch aus sehr wenigen Notizen: „Man war gezwungen, auf die von den Studenten während dreier Konferenzreihen an der Universität Genf (1906-7; 1908-9; 1910-11) angefertigten Notizen zurückzugreifen.“ (Oc,6).

Mit anderen Worten, die summative Induktion oder Inventarisierung (L.11; 30v.), die die Vollständigkeit der Beobachtung gewährleistet, war die erste Aufgabe.

a.2. Eine getreue Rekonstruktion

(i) auf der Grundlage der verfügbaren Daten (a.1.)

(ii) eine getreue Rekonstruktion der Saussure-Theorie sowohl in ihren Elementen als auch in ihrer Gesamtheit vorzunehmen (L.38; 63v.: coll. Struktur; Organismus).

b. Reduzierung

Das Korpus, also die abgegrenzte Sammlung von Texten, wird nun auf zwei Arten verarbeitet: inhaltlich und textuell.

b.1. - *Abduktive Reduktion (= Lemma).*

Die Frage setzt voraus (= Hypothese (L.6 usw.)), dass sich im Korpus so etwas wie eine kohärente Doktrin finden lässt. – Dies ist die regressive Reduktion.

b.2 – *Progressive Reduktion = Analyse*

1. Wenn es um eine konsistente Lehre geht, muss diese durch einen systematischen Vergleich der Texte auffindbar sein. Mit anderen Worten: Man plant die Forschung.

b.3. -- *Peirastic Reduktion (= Analyse 2).*

Wir fassen die Forschungsergebnisse in zwei Aspekten zusammen.

(1) *Materielle Minderung.*

Was sollten wir mit diesen Materialien anfangen?

a. Eine erste kritische Arbeit (L77/ 79: Praxis) wurde notwendig

1/ für jeden Gang und 2/ für jede Kleinigkeit (L.46: einfachste gegeben).

b. Man sollte alle (L.22: summative) Versionen vergleichen (en comparant toutes les versions), -- um zu einem Gedanken vorzudringen, von dem wir nur Echos besaßen, und selbst diese manchmal widersprüchliche (L.15; 52; 37) Echos." (ebd.).

L90

b.2 . „F. de Saussure gehörte zu jenen Menschen, die sich ständig erneuern (L. 69. 86: Dialektik)“, – was die vergleichende Ordnung (L. 33/87), die Grundlage der Rekonstruktion, natürlich noch schwieriger machte. Das (dialektische) „Leben“ lässt sich schwer „fixieren“!

(2) *Rhetorische (textuelle) Reduktion.*

Anmerkung – In Erwartung des Rhetorikkurses (L.1) (zweites Studienjahr) sei Folgendes dazu gesagt:

A. „Alle geistigen Produkte (oeuvres de l'esprit) entstehen – laut Geruzez (einem im Text zitierten Rhetorikspezialisten) – durch die Abfolge dreier Operationen:

a. die Erfindung von Ideen (Heuristiken. L.34; 87 (Dialektik));

b. die Ordnung dieser Ideen (Harmologie; L. 20ff.; auch „Taxeologie“

genannt, -- vom altgriechischen „taxis“, Ordnung, Anordnung einer Vielzahl (Elemente) nach einer Einheit (Struktur));

c. Textbildung (= Gestaltung oder, angelsächsisch, „Design“), die traditionell als „Stilisierung“ bezeichnet wird (daher: Stilistik). Diese dreifache Struktur lässt sich mindestens bis zu Aristoteles zurückverfolgen.

B. „Diese drei Operationen sind **(i)** verschieden und **(ii)** dennoch stark voneinander abhängig (V. 81ff.: komplementär).“

(A. Langlois, *Le style (La Chose et la Manière. Du XVIIe au XXe siècle)*, Brüssel, 1925, 56 (*Rhétorique*)). Mehr dazu im nächsten Jahr!

A. -- „Und dann? Die Textform, die der mündlichen Unterweisung innewohnt und oft im Widerspruch zur Form des (zu erstellenden) Buches steht, stellte uns vor die größten Probleme.“ (ebd.)

Aus dem Text des französischen Vorworts geht hervor, dass rhetorische oder textuelle Probleme tatsächlich existieren **(i)** (Z. 7: Faktizität) **(ii)** als Seinsweise (Z. 7).

B – Zunächst gingen die Textkompilatoren summativ vor (L. 22/32), nun aber im Hinblick auf die möglichen Textbildungen. Dies geschah, um aus dieser „Summe“ möglicher Texte eine rational begründete Wahl zu treffen. Jedes rationale Verhalten geht in erster Linie von der Summe (Gesamtheit) möglicher Verhaltensweisen aus.

Hier gab es vier Möglichkeiten;

- (1)a. insbesondere Originaltextauszüge veröffentlichen;
- (1)b. einen einzelnen Kurs vollständig veröffentlichen;
- (2)a. alles in der ursprünglichen Textform veröffentlichen;
- (2)b. einen eigenen Text aus dem gesamten Korpus (einschließlich Saussures persönlicher Notizen) verfassen; vgl. L. 89 (summatives Register).

L91

Anmerkung: Diese Methode ist typisch für den Strukturalismus, der, wie in (L.88) zu sehen ist, auf Saussures linguistische Methode

zurückgreift.

Um beispielsweise die verschiedenen Formen des Totemismus (einer archaischen Religion) angemessen zu untersuchen, geht der Kulturanthropologe Cl. Lévi-Strauss (1908/2009) zunächst summativ vor. In seiner kurzen Schrift **Le totemisme aujourd'hui** (Paris, 1962) legt er dies kurz dar.

1. Sobald der Untersuchungsgegenstand genannt ist, hier: Totemismus;

2. Die Analyse kann beginnen, jedoch nur als Analyse von mindestens zwei Begriffen (L.7: faktische Ansichten), die in jedem Fall miteinander in Beziehung stehen (L.41: Beziehungen, Struktur, System).

3. Diese Analyse erfolgt jedoch zunächst summativ (gemeinsam).

In diesem Fall macht Claude Lévi-Strauss zunächst rein spekulativ (L. 79) – was hier schematisch eine Sammlung („Summe“) darstellt:

Natur --	'Kategorie' 'Kategorie' 'Individuum' 'Individuum'
Kultur --	'Gruppe' 'Person' 'Person' 'Gruppe'

Cl. Levi-Strauss, oc, 22s. fügt hinzu: „Alle diese Begriffe sind willkürlich gewählt, -- berechnet, um in jeder (vierfachen) Reihe (L.46; kartesische Ordnung) zwei Existenzweisen zu unterscheiden, die eine kollektiv (= z. B. ‚Gruppe‘), die andere singulär (= z. B. Individuum, Person)“.

C.L. Lévi-Strauss fügt paradoxerweise hinzu: „In dieser vorbereitenden Phase (der Analyse) könnte man beliebige Begriffe wählen (z.B. 'x' anstelle von 'Natur' und 'y' anstelle von 'Kultur' usw.), vorausgesetzt, sie sind unterscheidbar (L.51: exakt).“

Man sieht: Lévi-Strauss setzt in Frankreich, dem Land der Kartesen, die Tradition der Genauigkeit fort.

4. Nur dann wird das „empirische“ (L.23v. (St. Mill); 36 (D. Hume)) gegeben. (der Gegenstand der Untersuchung) – in diesem Lichte – empirische Analyse).

L92

Zum Beispiel

(a) Der australische Totemismus mit seinen „sozialen“ und „sexuellen“ Inhalten setzt (L.78ff. (Dialektik)) als Lemma eine Beziehung (L.41) zwischen einer „natürlichen Kategorie“ (empirisch: z. B. eine Pflanzen- oder Tierart, eine Sammlung von Phänomenen oder Objekten) und einer „Kulturgruppe“ (empirisch: eine religiöse Gesellschaft, die Gesamtheit entweder der Männer oder der Frauen) voraus.

Existenziell (L.13; 18; 30; 77ff.: die Versammlung der Phänomenologen) tritt eine soziale Gruppe in eine typisch religiöse Verbindung mit beispielsweise Donner (Phänomen), einem Glücksstein (Objekt), dem Känguru (Tierart) usw.

b) Der Totemismus der nordamerikanischen Indianer, in dem ein „Individuum“ durch manchmal sehr harte und schwere „Prüfungen“ eine „Bindung“ zwischen sich persönlich (Singular) und einer „Naturkategorie“ (wie unter (a) oben) herstellt.

c) Der Mota-Typ (Banks-Inseln), bei dem ein Neugeborenes als eine Art Verkörperung (Art der Vereinigung) einer Pflanze oder eines Tieres betrachtet wird, die/das die Mutter entweder in dem Moment antrifft oder verzehrt, in dem sie sich ihrer Schwangerschaft bewusst wird; -- was der Vereinigung von „natürlichem Individuum“ und „kultureller Person“ entspricht.

(d) Der negro-afrikanische Typus, in dem die Kulturgruppe (z. B. ein Teil der lokalen Bevölkerung) kollektiv (L.38) z. B. ein einzelnes „heiliges“ Individuum (z. B. ein Krokodil) lokal „verehrt“ und „schützt“, dies als eine Form (einen Typus) religiöser Verbindung.

C.L. Lévi-Strauss schreibt in Punkt 24: „Rein logisch (theoretisch) sind die vier Verbindungen (V. 35ff.: Beziehungen) gleichwertig.

Begründung: Sie wurden durch ein und dieselbe (theoretische) Operation erzeugt (*Anmerkung*: Die Liste, Mitte V. 91), aber tatsächlich wurden nur die ersten beiden (Kategorie/Gruppe; Kategorie/Person) unter dem gebräuchlichen Namen ‚Totemismus‘ zusammengefasst.“

Anders ausgedrückt: Der empirische Sprachgebrauch ist logisch nicht gerechtfertigt.

Soweit zur methodologischen Erläuterung. Sie bietet einen ersten Einblick in die Strukturmethode. Es handelt sich dabei ausschließlich um „vergleichende Ordnung“ (L. 33/66). Die Harmonologie bildet die Grundlage für das logische Vorgehen.

L93

C -- Die empirische Wahl (aus der „Summe“ der Möglichkeiten).

Wir verweisen einfach auf das Vorwort.

a.-- „Es war unmöglich, alles in der ursprünglichen Textform zu veröffentlichen (L.91, ad (2)a). Die Wiederholungen, die bei einer freien Auslegung unvermeidlich sind, die Überschneidungen (wodurch Teile des Textes teilweise identisch sind), die unterschiedlichen Formulierungen – all dies hätte einer solchen Veröffentlichungsmethode ein uneinheitliches Erscheinungsbild verliehen.“ (Oc,9).

b.-- „Sich auf einen einzigen Gang zu beschränken (L.90, ad (1) b) - und selbst dann: welchen der drei von Saussure vorgegebenen Gänge? - lief darauf hinaus, das Buch all seiner Reichtümer zu berauben, die sich über die beiden anderen in Hülle und Fülle erstreckten.“

Auch die dritte, die endgültigste, wäre für sich genommen nicht in der Lage gewesen, ein vollständiges Bild (L.89: ad a.2. (task)) von **(i)** den Theorien und **(ii)** den Methoden von F. de Saussure zu liefern.“ (ebd.).

c.-- „Uns wurde vorgeschlagen, bestimmte, besonders originelle Textabschnitte (L.90, ad (1)a) aufzuzeichnen, sobald sie verfügbar waren.“

Obwohl uns dies zunächst zu gefallen schien, wurde bald deutlich, dass diese Methode die Vision unseres Herrn verfälschen würde. Schließlich wurden nur Fragmente über die Brücke gebracht – und zwar von einem Bauwerk, dessen Wert erst in seiner Gesamtheit sichtbar wird (L.89,ad a.2.(taak)). (ebd.)

d.-- „ Letztendlich haben wir uns für einen mutigeren Ausweg entschieden, der – wie wir glauben – auch rationaler ist (Z. 90, unten):

- i)** auf der Grundlage des dritten Kurses (L 90, Absatz (1) b),
- (ii)** eine Rekonstruktion (ein Überblick), eine Darstellung des Zusammenhangs („synthèse“), jedoch so, dass wir die Gesamtheit aller verfügbaren Textmaterialien („Corpus“; L.91, ad (2) b) einschließlich der sehr spärlichen Notizen von Saussure nutzten.“ (ebd.).

B.4. - *Evaluative Reduktion.*

Die „Bewertung“ oder das zusammenfassende Urteil lautet wie folgt: „Mit anderen Worten, wir haben uns auf eine Rekonstruktion eingelassen, die umso prekärer war, als sie eine vollkommen genaue Darstellung von Saussures Denken sein sollte. (L.86 (historisch/evolutionär)).“

Das Buch entstand aus solchen vergleichenden und rekonstruierenden Arbeiten (ebd.).

L94

2.-- *Phänomenologie als vergleichende Ordnung (94/112).*

1.a. -- *M. Heidegger, Sein und Zeit, I, Tübingen* , 1949-6, 27/39, skizziert kurz das Wesen der Husserlschen Phänomenologie (L.13 (Idee der Begegnung); 18 (gelebte Methode); 30 (Intentio, die Orientierung des Bewusstseins); 77 (Intentio als Wechselwirkung (Arbeit) zwischen Subjekt und Objekt)).

b. Heidegger charakterisiert die Phänomenologie in der Tradition seines Mentors Edmund Husserl (1869/1938) auf zweierlei Weise:

- (i)** die korrekten Informationen über das Wort „Phänomen“ (Phänomen, gegeben) und
- (ii)** die Beschreibung des Phänomens (di Phänomenologie). „Der

Ausdruck ‚Phänomenologie‘ enthält zwei Komponenten: ‚Phänomen‘ und ‚Logos‘. Beide leiten sich von den altgriechischen Begriffen ‚fainomenon‘ (das, was sich zeigt) und ‚logos‘ (die Beschreibung dessen, was etwas ist, nämlich das Phänomen) ab.“ (oc, 28)

c. Phänomen

Kein Geringerer als *G. van der Leeuw* gibt Heideggers Idee in seiner „Phänomenologie der Religion“ (Tübingen, 1956–52, S. 768) mit größter Genauigkeit wieder. Phänomenologen verstehen unter dem Begriff „Phänomen“ Folgendes: „Das Phänomen (...) ist das, was sich zeigt.“

Dies umfasst drei Dinge:

- (a)** Das Phänomen ist „etwas“ (vgl. L. 7);
- b)** dass sich „etwas“ offenbart (vgl. L.13: Wahrheit, phänomenologisch verstanden als „Enthüllung“);
- (c)** Dieses „Etwas“ wird gerade deshalb als „Phänomen“ bezeichnet, weil es sich manifestiert.

Wobei – laut van der Leeuw, ebenda – das „Sich-Zeigen“ eine Beziehung (L.41) zwischen Folgendem ist:

a/ das, was sich selbst offenbart (das sogenannte 'Noëma' (Husserls Begriff für 'Objekt')) und

b/ derjenige, dem es sich offenbart (der sogenannte „noetische“ Moment, das Subjekt).

Das ist alles von Van der Leeuw.

Erläuterung.

Alle Phänomenologen werden Ihnen sagen, dass Husserl mit dieser Definition eine „Reduktion“ (hier im Sinne von „Eliminierung“ (Reduktion auf das reine Phänomen; Reinigung)) vornimmt (die sogenannte phänomenologische Reduktion oder Reinigung).

Vergleich

In Anlehnung an C.S. Peirce (1839/1914), der in seiner pragmatischen Art ein ausgeprägtes Bewusstsein für das phänomenologisch verstandene „Phänomen“ besaß, kann man sagen, dass die folgenden „Verunreinigungen“ aus der Aufmerksamkeit verbannt werden müssen, soweit sie auf das reine Phänomen gerichtet ist.

IA. Alles, was die „Tradition“ darüber aussagt, gehört nicht zum phänomenologisch reinen Phänomen.

1. Peirce nennt dies die „Autoritätsmethode“. Sie besteht darin, über das reine Phänomen nachzudenken und zu sagen, was andere darüber denken. – Streng genommen handelt es sich dabei um autoritäres Denken.

2. Diese Haltung kann auch als „Methode der Orthodoxie“ bezeichnet werden. Begründung: „Orthodoxie“ (nicht zu verwechseln mit Aufrichtigkeit) bedeutet im Niederländischen so viel wie „das, was sich der Denkweise anderer anschließt“. – Was die Tradition sagt, sagen auch andere. Mit anderen Worten: Tradition ist eine Grundlage für Orthodoxie.

Der zweite Typus ist der „Orthodoxismus“ (das Festhalten an dem, was andere, die einem einen „Glauben“ präsentieren, sagen).

IB. Alles, was als „rein subjektives Urteil“ über dieses Phänomen bezeichnet werden kann, gehört im strengen Sinne nicht zu dem Phänomen.

1. Peirce nennt dies die „Methode der Hartnäckigkeit“, was man auch als „Methode der Sturheit“ übersetzen kann. Peirce selbst spricht von jemandem, der in Bezug auf den Freihandel nur freihandelsfreundliche Zeitungen lesen wollte – um sein „eigenes“ Urteil nicht zu kompromittieren: Für diesen Mann ging es – in husserlscher Manier ausgedrückt – nicht um das „reine“ Phänomen des „Freihandels“, sondern darum, was er – hartnäckig (= nicht aufgeschlossen: L.86v.) – über dieses Phänomen dachte!

Mit anderen Worten, es sollte geklärt werden, was wir alle, einzeln betrachtet, über dieses Phänomen denken.

2. Peirce nennt dies in einem zweiten Sinne auch die „A-priori-

Methode“ (L.78). Damit meint er eine Reaktion sowohl gegen die Methode der Individualität als auch gegen die Methode der Orthodoxie. Derjenige, der, obwohl er entweder dem individuellen oder dem Gruppenurteil anhängt, diese durchbricht, indem er die freie Diskussion einführt. Quasi die Form der freien Diskussion der beiden vorhergehenden.

Ihr Fehler besteht darin, dass sie nicht vom Phänomen selbst ausgehen, sondern von ihren eigenen (individuellen oder Gruppen-)Urteilen (Vorurteilen), die Peirce als „a priori“ bezeichnet, in Bezug auf das Phänomen.

L96

3. Die Aufklärungsdenker, die sich selbst als „Freidenker“ bezeichnen, aber dennoch vorgefassten Meinungen verfallen, stellen eine Art „Aprioritätsdenken“ – oder, wie man auch sagt, „fundamentalistisches“ Denken – dar. Die westeuropäischen Aufklärungsdenker (L. 36; 67; 70; 80 (zwei Arten von „fundiertem“ (gemeint ist: Aprioritätsdenken), das intellektualistische und das empiristische)) gingen, „autoritär“ (wie Karl Popper und sein Schüler W. Bartley sagen), von der Prämisse aus, dass „wahres“ Wissen

1/ entweder, wenn die axiomatisch-deduktive Geometrie intellektuell „fundiert“ werden sollte,

2/ entweder, wenn die experimentelle Naturwissenschaft oder eine sinnlich wahrnehmbare Weise 'begründet' werden sollte.

a. Persönlichkeiten wie *G.E. Moore* (1873/1958), der Verfechter des gesunden Menschenverstands – in seinem Werk **A Defence of Common Sense** (1925) – und ab 1934 Karl Popper (1902/...), sowie beispielsweise *W. Bartley*, **Flucht ins Engagement** (* *Versuch einer Theorie des offenen Geistes* *), München (Szczeny Verlag), 1962, haben auf den Fundamentalismus der Aufklärungsdenker hingewiesen.

Folge: Das reine Phänomen ist selbst für Freidenker unzugänglich. Begründung: Wenn das Phänomen nicht in ihren Bezugsrahmen passt, „offenbart“ es sich nicht.

B. Peirce sagt in „Die Fixierung des Glaubens“, in: *Pop. Sc. Monthly*, xii (1877), 1/15: „Den Einfluss natürlicher Präferenzen für zulässig zu halten, jedoch in einer solchen Weise, dass die Menschen unter dem Einfluss dieser Präferenzen;

1. miteinander sprechen und

2. Dinge (Phänomene) unter verschiedenen Lichtverhältnissen zu betrachten, um sich nach und nach Meinungen zu bilden, die den natürlichen Ursachen entsprechen.

Betrachten Sie diese Art des Prioritätendenkens.

Peirce unterscheidet im Wesentlichen zwei Arten: **1.** künstliche Produkte; **2.** eine Reihe von Metaphysikern (Philosophen). Peirce sagt: „Systeme dieser Art gehen in der Regel nicht von beobachtbaren Tatsachen aus – zumindest nicht in großem Umfang.“

Sie wurden vor allem deshalb bevorzugt, weil ihre Axiome (Voraussetzungen, a priori) mit der „Vernunft“ (gemeint ist: rationalistisch interpretierte „Vernunft“) übereinzustimmen schienen.

Dieser Ausdruck „der Vernunft entsprechen“ ist ein Fachbegriff: Er bedeutet nicht, was der Beobachtung entspricht, sondern das, wozu wir geneigt sind zu glauben.“ (ebd.)

Peirce veranschaulicht dies anhand eines Anwendungsmodells.

Platon beispielsweise hält es für „der Vernunft entsprechend“, dass die Entfernungen der Umlaufbahnen der Himmelskörper zueinander proportional sind zu den verschiedenen Saitenlängen, die in einem Musikinstrument harmonische Töne erzeugen.

L97

Viele Philosophen ließen sich – hinsichtlich ihrer wichtigsten Schlussfolgerungen – von solchen Überlegungen leiten. (*Anmerkung:* Platon dachte, insbesondere gegen Ende seines Lebens, in paläoputhagorischen Begriffen (L. 2; 48; 94); wir werden die musikalische (besser: choreische) Interpretation der Planeten- und Sternenbeziehungen später besprechen.)

Peirce spricht hier ausschließlich im Sinne der modernen Physik. – Peirce fährt fort: „Es ist klar, dass jemand anderes als beispielsweise Kepler selbst Keplers Theorie (*Anmerkung*: J. Kepler (1571–1630) ist bekannt für seine Gesetze des Sonnensystems), die besagt, dass die Umlaufbahnen der Himmelskörper proportional zu den Umlaufbahnen der verschiedenen regelmäßigen Körper sind, eher seiner ‚Vernunft‘ entsprechend findet.“ (ebd.)

IC . Alles, was als theoretisch bezeichnet werden kann, gehört im phänomenologischen Sinne nicht zum Phänomen, wie etwa Hypothesen (= abduktive oder regressive Reduktionen), Beweise (wie etwa ideologisches Denken (L.1)).

Husserl selbst brachte dies auf den Punkt: „zu den sachen selbst“.

1. Peirce drückt dies auf seine eigene Weise aus: „äußere Beständigkeit“; oder auch: „die wissenschaftliche Methode“.

Mit dem Begriff „äußere Haltbarkeit“ meint er, dass das Phänomen

1. ist unabhängig von unserer „internen“ Verarbeitung (Repräsentationen, Schlussfolgerungen, Vorlieben) und

2. tritt in wiederholbarer Weise unabhängig von unserer subjektiven Verarbeitung auf.

2. Peirce setzt somit offensichtlich „Phänomendarstellung“ und „wissenschaftliche Methode“ gleich (wobei „wissenschaftlich“ hier im weitesten Sinne zu verstehen ist). Anders als die oben erwähnten Rationalisten (Denker der Aufklärung), die „wissenschaftlich“ mit „intellektuell“ oder mit „sinnlich wahrnehmbar“ gleichsetzten (L.96), ...

ID gehört, welch ein Wunder, nicht zu diesem Phänomen:

1. -- Das 'Ich' (Subjekt) als Quelle von 'Handlungen' (z. B. Abneigung gegen eine Theorie oder beispielsweise gegen den Mythos, den man als Phänomen untersuchen möchte);

L98

2. Die Akte (wie Husserl sagt), das heißt, die Arten der Annäherung

an eben dieses „Ich“ – außer natürlich einer Art Akt (und unmittelbar des „Ich“) – der Beteiligung; wie van der Leeuw sagt (L.94: derjenige, dem sich das Phänomen offenbart) –, nämlich die „reine“ Öffnung; die reine „Aufmerksamkeit“ (als ein objekt-, phänomenorientierter Akt).

Dies impliziert die Ausmerzung aller rein psychologischen (psychologisch relevanten) Interessen. Anders ausgedrückt: „Phänomenologie“ ist nicht „Psychologie“.

Husserl selbst sagt in seiner **Die Idee der Phänomenologie** (**Fünf Vorlesungen**), Den Haag, 1950, S. 44 (Hrsg. und Einleitung: W. Biemel): „Das ‚Ich‘ (als Person, als ‚Ding‘ (verstehen: gegeben) im Rahmen der Welt) und die Erfahrung (als die Erfahrung dieser Person – möglicherweise situiert – wenn auch vielleicht völlig vage – in ‚objektiver (verstehen: messbarer) Zeit‘), – diese beiden, Ich und Erfahrung, sind ‚Transzendenzen‘ (verstehen: Daten, die außerhalb des eigentlichen Phänomens liegen). (...)“

Das rein „Immanente“ (verstehen Sie: im Phänomen selbst Befindliche), das durch die „phänomenologische Reduktion“ (verstehen Sie: Reinigung) beschreibbar ist; in diesem Fall meine ich (als Phänomenologe) genau „dieses Dort“ (verstehen Sie: das Gegebene, das Phänomen) und nicht das, was es „transzendiert“ (d. h. in Bezug auf das, was außerhalb von ihm liegt). Gemeint ist jedoch ausschließlich das, was das Gegebene (Phänomen) an sich ist.“ (ebd., 45).

II. Ebenso wenig gehört die tatsächliche Existenz des Phänomens, die außerhalb meines Bewusstseins liegt, zum reinen (durch die phänomenologische „Reduktion“ – Verbannung – gereinigten) Phänomen.

Während es sich bei den Reinigungen bisher um Reinigungen in Bezug auf die Seinsweise handelte (L.7), betrifft die letztere die korrekte Charakterisierung der faktischen Natur des Phänomens.

Die Blume „Molu“ (*Homer, Odyssee* , X, 305), die Odysseus vom Gott Hermes (Hermeias) erhält und die eine schwarze Wurzel und eine milchig-weiße Blüte besitzt, um die Zauberin Kirke mit dem schönen

Haar gefahrlos zu besuchen, ist beispielsweise phänomenologisch gesehen nichts anderes als das, was Homer darüber berichtet. Auch das, was Hans Reichenbach (1891/1953), Mitglied des Wiener Kreises (L.82), als „transempirisch“ bezeichnet, lässt sich überprüfen, da eine „magisch wirksame Blume“ „in Klammern gesetzt“ (gereinigt) bleibt.

L99

Die

Wenn beispielsweise jemand behauptet, eine „lila“ Farbe um die Konturen einer Person zu sehen, kann man als Phänomenologe lediglich sagen, dass die Person behauptet, eine sogenannte „Aura“ zu sehen; nicht mehr.

Noch einmal: Hans Reichenbach, der Phänomenologe, unvoreingenommen (L.94/97), lässt offen, ob diese Art von 'Flieder', die sicherlich kein physisch (und somit weder intellektuell noch sinnlich wahrnehmbares (L.80; 96)) gegebenes (Phänomen) ist, auf eine 'transempirische (= suprasensorische, mantisch-paranormale (L.27; 64) Weise' wahrnehmbar und/oder testbar ist, und vermerkt lediglich die Behauptung (mit ihrem idealen Gehalt).

Dies steht im Gegensatz zum Rationalisten (Aufklärer), der bereits a priori „weiß“ (!), dass „so etwas nicht existiert“.

Anmerkung – Vgl. L. 9 (zu den Fehlinterpretationen des Begriffs „Sein“; 87 (unten: dialektische Offenheit)). – Die richtig verstandene Ontologie weist dem Phänomenologen den Weg hinsichtlich der Art der Faktizität, vgl. L. 7.

So interpretieren wir *Heideggers* Worte (*Sein und Zeit* , I, 35): „Phänomenologie ist die Art und Weise, wie man Zugang erlangt (...) zu dem, was Gegenstand der Ontologie werden soll.“

Entscheidung:

L. 94/99 (Ad (i) Phänomen) hat uns (Analyse; L.6; 41) verdeutlicht, was wir alle lemmatisch (L.6; 41) als Phänomen (das, was sich in welcher Weise auch immer darstellt) kennen.

Diese Analyse war vergleichend: Indem wir das reine Phänomen mit dem verglichen, was Tradition, rein subjektives Urteil, theoretische Verarbeitung, das Selbst und seine Handlungen sowie unser inneres Bewusstsein darüber aussagen, haben wir es von dem unterschieden (wenn auch noch nicht getrennt), was es nicht ist. Husserlisch: Reinigung („Reduktion“).

Biblisches Beispiel

Ausgenommen sind die genannten Werke (Artikel):

- *IM Bochenski, Philosophische Methoden in der Wissenschaft* , Utr./Antw., 1961, 27/44 (*Die phänomenologische Methode*);
- *H. Albrecht, Deutsche Philosophie heute (Probleme/Texte/Denker)*, Bremen, 1969, 21/37 (*Edmund Husserl*).

L100

c. (ii) Sagen Sie es aus.

a . Das altgriechische Wort „Logos“ (das laut M. Heidegger, Sein und Zeit, I, 32, noch immer in der Phänomenologie nachklingt) bedeutet (...) so viel wie „déloun“, also das, was in der Ausstellung besprochen wird, öffentlich machen (zeigen). (...)

Der Logos, der etwas hervorruft, enthüllt etwas („fainesthai“), nämlich das, worüber gesprochen wird – sowohl in Bezug auf den Sprecher (das Medium) als auch in Bezug auf diejenigen, die an diesem Gespräch beteiligt sind.

Etwas anzusprechen „zeigt“ („apo-“), ausgehend von eben jenem, worauf sich das Ansprechen bezieht. In diesem „Sprechen über“ („apo.fansis“) muss, sofern es echt ist, das Ausgedrückte (Artikulierte) aus dem Subjekt selbst stammen (...). Das ist die Struktur (L. 38; 41) des Logos als „apo.fansis“. Soweit ein Beispiel für Heideggers „Sprechen“.

b. Nach all dem Gesagten erscheint dies selbstverständlich. Und doch: Jemand wie *H. Arvon (La Phil. Allemande* , S. 140, in Bezug auf die Husserlsche Phänomenologie) unterscheidet Stufen in der Phänomenologie. So gibt es die rein deskriptive und darüber hinaus die

„eidetische“ (die Max Scheler (1874/1928), selbst ein exzellenter Phänomenologe, als „ideative“ bezeichnet) Phänomenologie.

Wir erläutern dies anhand zweier Anwendungsmodelle genauer.

Anwendungsmodell 1.

E. Husserl, Die Idee d. Phän., 56f., gibt uns „den Brei in unseren Mündern“:

(i) „Ich erlebe – sagt er – eine singuläre Intuition („Einzelschauung“) oder auch mehrere singuläre Intuitionen von z. B. ‚rot‘“.

Das bedeutet, im allgemeinen Sprachgebrauch beispielsweise, dass ich hier und jetzt dieses Rot sehe, dann dort jenes Rot.

(ii) Rein deskriptive Phänomenologie .

Dies bestünde darin, diese singulären Beobachtungen (Intuitionen sind direkte Beobachtungen) so genau wie möglich wiederzugeben (sie – um Heideggers Worte zu verwenden – hervorzurufen), wie es ein Romancier oder Dichter tut. Nicht mehr.

(iii) Ideative (= eidetische) Phänomenologie. Vgl. L. 22/32

(summative Induktion). – „Ich trenne das, was dieses ‚Rot‘ sonst bedeutet (= phänomenologische ‚Reduktion‘ (Reinigung)). (...)“

L101

Ich führe, rein kontemplativ, den Sinn des Gedankens „rot ohne weiteres“ („Rot überhaupt“) aus, (...), so etwas wie das allgemeine „rot“,

(i) dass dank (reiner) Kontemplation (= Intuition, die in der Wahrnehmung verankert ist), aus diesem Rot hier und jetzt und aus jenem Rot dort und damals abstrahiert wurde und

(ii) dass, getrennt von Rot in allen Fällen, identisch ist.

a. Sofort ist das singuläre Rot in seiner Singularität nicht mehr gemeint (= rein deskriptive Phänomenologie).

b. aber „rot ohne weitere Qualifizierung“ (= ideative oder eidetische Phänomenologie“; (E. Husserl, oc.56f.).

Notiz: --

1. Etwas später im Text spricht Husserl von „reiner kontemplativer und ideierender Aufmerksamkeit“. Dies bedeutet, dass die reine Kontemplation des allgemeinen Wesens (hier: des „Roten“) zugleich Ideenbildung ist, d. h. die Begründung der Idee („Rot“). Daher der Name „ideative“ Phänomenologie.

2. Phänomenologen verwenden auch den Begriff „eidetische“ Phänomenologie.

Der Grund dafür ist, dass im Altgriechischen das Wort „eidos“, Idee, Wesen, den Ursprung des Adjektivs „ideativ“ bildet, welches dasselbe bedeutet wie „ideativ“.

Notiz: --

Vergleichen wir nun das Gesagte zur summativen Induktion (Z. 22, 32) mit Husserls Ideenbildung. Es wird sofort deutlich, dass es sich um denselben Prozess handelt, der jedoch anders angegangen wird. Husserl wünscht sich ein „reines“ (gegebenes) Phänomen, frei von allen „Unreinheiten“ (Z. 91). Der Schwerpunkt liegt auf der gereinigten Wahrnehmung (Kontemplation) und erst dann auf dem induktiven Prozess (Summation).

Historische Überprüfung.

Auch hier ist die Sache älter als das Konzept. – Schon Sokrates von Athen (469/399), der Begründer der Begriffsphilosophie, und Platon von Athen (427/347), der Begründer der Ideenphilosophie, praktizierten die phänomenologische Methode auf ihre Weise.

Rode .

(ich) Sokrates

- a.** vom gesunden Menschenverstand abgewichen;
- b.1.** weckte die Intuition (Betrachtung) eines gegebenen – wie etwa des Gerechten – mittels Beispielen (= appl. mod.) und
- b.2.** versuchte, den allgemeinen Begriff („just“) so präzise wie möglich zu definieren.

Appl. Mod.

In Platons Dialog *Menon* wird uns dieser Prozess aufgezeigt: Menon erklärt, dass „Tugend“ (verstanden als allgemeiner Begriff) dreifach oder sogar mehrfach spezifiziert wird. Für den Mann bedeutet „Tugend“ (verstanden als Klugheit) „zur vernünftigen Führung des Stadtstaates beizutragen“, für die Frau „eine ordentliche Haushaltsführung“ und für das Kind – den Mann im dritten Lebensalter, eine Vielzahl anderer – „jedes Mal etwas anderes“.

Lassen Sie uns diese sokratische Mäeutik (= Phänomenologie) kurz in einem reduktiven Schema formulieren (L.26).

(A) Beobachtung.

1. Gegeben . – Es ist eine Tatsache: In Athen, auf der Agora, wird der Begriff „Tugend“ (oder „Wissenschaft“) verwendet; – und zwar nicht immer in völlig identischer Bedeutung. – Folge: eine kleine babylonische Sprachverwirrung.

2. Aufgabe (gewünscht). – Sokrates möchte auf induktivem Wege zur Begriffsbildung gelangen. Dies soll in Form eines Gesprächs („Dialog“) geschehen – nicht autoritativ (L. 95).

(B)I. Regressive (= abduktive, hypothetische) Reduktion.

Plötzlich glaubt einer der Gesprächspartner, konfrontiert mit dem Thema – dem Lemma –, eine Definition gefunden zu haben (Z. 13: Begegnung; 77): „Wenn Tugend eine gute Polisverwaltung ist, dann verstehe ich sowohl das Wort ‚Tugend‘ als auch die tatsächliche Seinsweise (Z. 7), die damit gemeint ist.“

Oder: „Wenn Wissenschaft ‚Sinneswahrnehmung‘ ist, dann verstehe ich sowohl den Begriff als auch die Realität als ‚Wissenschaft‘.“ Ein neues Lemma entsteht. Es bedarf der Analyse.

(B)II. Progressive (deduktive) Reduktion.

(i) „Wenn Tugend eine gute Polis-Verwaltung ist, was ist dann, wenn man behauptet, sie sei ‚gute Haushaltsführung‘ (weibliche Sichtweise)?“ Betrachten wir dies genauer.

(ii) „Wenn Wissenschaft Sinneserfahrung ist, was wäre dann, wenn eine andere Definition lautet: „wahr (d. h. im Einklang mit der

gegebenen (L.14: logischen Wahrheit)) Meinung“?“. Betrachten wir dies genauer.

(B) III. *Peirastic (Test-) Reduktion.*

Sokrates (oder einer der Dialogpartner) weist auf das Identische in der Vielfalt hin (L.35).

(i) Tugend ist für Männer wie Frauen **1.** ein vernünftiger Ansatz, **2.** ein leitender Ansatz. Doch manchmal im Stadtstaat, dann in der Familie.

(ii) Wissenschaft ist beispielsweise Sinneserfahrung, insofern sie zu einer wahren Meinung führt. – Falsifikation existiert teilweise. Verifikation existiert ebenfalls.

L103

(B) IV. *Evaluative Reduktion.*

Da es sowohl Falsifikation (den Nachweis, dass die Lemmata nur teilweise gelten) als auch Verifikation (den Beweis, dass die Lemmata (vorgeschlagene Definitionen) gelten) gibt, muss die Analyse fortgesetzt werden.

(i) Die Tugend, wie sie beispielsweise von Kindern verkörpert wird, ist in der Tat ein vernünftiger und richtungsweisender Ansatz, beispielsweise für ihr eigenes Leben. usw.

(ii) Die Wissenschaft stützt sich, wie beispielsweise die Mathematik zeigt, nicht (direkt) auf Sinneserfahrungen, sondern auf logisches Denken.

Folgerung: Eine wahre Meinung kann nicht nur auf Sinneserfahrungen, sondern auch auf intellektueller Einsicht beruhen.

Ergebnis: Als allgemeines Merkmal (L.25ff.: „k“) kann die „wahre Meinung“ beibehalten werden, basiert dann aber entweder auf Sinneserfahrung oder auf intellektueller Vernunft (vgl. L.80 (intellektueller und empirischer Rationalismus); 96; 99) oder auf einer „transempirischen“ Grundlage (L.99). – Diese sollte selbstverständlich geprüft werden.

(ii) Platon

a. wich natürlich auch von den Daten des gesunden Menschenverstands ab, um auf der Grundlage von

b1 . Anwendungsmodelle

b2. zu einer einzigen „Idee“ zu gelangen (regulatives Modell) (Ideenbildung). Die Betonung liegt jedoch anders als bei seinem Lehrer Sokrates.

Im sogenannten *Siebten Brief* , der offenbar nicht von *Platon* selbst, sondern von jemandem stammt, der seine Lehre genau wiedergibt, sagt Platon Folgendes: „Was jedes Wesen betrifft (L.7), so gibt es drei Wege, es kennenzulernen, die es einem ermöglichen, Wissen darüber zu erlangen.“

(i) *Der erste Weg, sich kennenzulernen, ist der Name.*

Zum Beispiel – nach Platon (ebd.) – „kuklos“ (L.23; unten), Kreis. Siehe, etwas, das ausgedrückt wird, nämlich das, was „kuklos“ (Kreis) genannt wird, durch diesen „Namen“.

(ii)a. *Die zweite Einführungsmethode ist die Definition (Bestimmung des Wesens).*

Nach Platon besteht dies aus Substantiven und Verben (*Anmerkung* : Platon analysiert als Erster die Satzstruktur als „Onoma“ (Substantiv, Name (Wort)) und „Rhema“ (Verb, Prädikat); – was in Noam Chomskys Sprache als „nominaler und verbaler“ Bestandteil des Satzes weiterlebt).

Hier – so sagt Platon stets –: „Das, dessen Extrempunkte überall gleich weit vom Zentrum entfernt sind.“ Siehe, eine Definition des Wesens jenes Seins, dessen Name „rund“, „Kreis“, „Ring“ lautet.

L104

Es ist klar, dass hier das regulative Modell (L.26) zum Ausdruck kommt: Bei allen Daten 'around', 'circumference', 'circle' befinden sich die Extremwerte überall im gleichen Abstand vom Mittelpunkt.

(II)B. *Die dritte Möglichkeit der Bekanntschaft besteht im Bild*

(„Schatten“).

In diesem Fall wird also ein Kreis gezeichnet, der anschließend wieder gelöscht wird.

Offensichtlich ist hier das applikative Modell (Z. 26) gemeint: Dieser mit Kreide gezeichnete und anschließend wieder weggewischte Kreis ist ein einzelnes Beispiel, das den allgemeinen Begriff „Kreis“ veranschaulicht. Nicht mehr. Denn es gibt unzählige andere, die ebenfalls den allgemeinen Begriff „repräsentieren“ oder „seinen Schatten“ darstellen.

Bis zu diesem Punkt hätte auch Sokrates als Begriffsphilosoph dies akzeptiert. Doch hören wir, was Platon unmittelbar danach sagt: „Der Kreis an sich (gemeint ist die allgemeine Idee des Kreises), auf den sich all diese Dinge (Name, Wesensdefinition, Vorstellung) beziehen, unterliegt nicht dem, was sie unterliegen, nämlich Entstehen und Vergehen (hier zum Beispiel Zeichnen und Löschen; Aussprechen und – Worte verfliegen – anschließendes Nicht-Hören), denn der Kreis an sich ist anders.“

Hier tritt der sogenannte „transzendente“ (transempirische, L. 98v.) Idealismus hervor: Der Ideenkreis reicht irgendwo über die Wortklänge (Name, Definition) und die materiellen Realisierungen (Zeichnung) hinaus. Dies wird auch „Lichtmetaphysik“ genannt.

„Wenn **(i)** Namen, **(ii)a** beschreibende Beschreibungen mittels Worten, **(ii)b** sinnlich wahrnehmbare Anschauungen und Wahrnehmungen (= Bilder), die mit Aussagen über das Wesen der Dinge verbunden sind, als Information dargestellt werden, - wenn wir dabei ferner die richtige 'dialektische' Methode anwenden, ohne leidenschaftliche Besserwisser-Attitüde, nur dann offenbart sich das Licht der rein immateriellen Wahrnehmung und des rein intellektuellen Erfassens des inneren Wesens der Dinge“ (*Platon, Siebter Brief*).

Die Idee ist ein Licht, das erhellt.

L105

Zusammenfassend lässt sich sagen: Sowohl die Benennung als auch die Definition und die Herstellung eines oder mehrerer Exemplare

(Bilder) sind lediglich das dürftige Vorspiel zu der höheren Idee, durch die ein Lichtgleiches hindurchbricht.

Man kann den Sprung von einer Sache zur anderen auf zeitgemäße Weise veranschaulichen.

1. Ein Computer kann mit großer Leichtigkeit gefüllt werden mit

(i) der Name,

(ii) eine Definition und ihr Bildschirm können mit großer Leichtigkeit

(ii)b ein sichtbares Beispiel (Schatten, Bild, Beispiel) anzuzeigen: Die Maschine selbst ist jedoch blind, nichts weiter.

2. Nur die „edle Seele des Menschen, Gegenstand der Erziehung“ (so Platon, *Brief VII*, weil sie mit der Idee verwandt ist (wenn auch nicht gänzlich, denn die Idee ist bloß Gedankeninhalt, wohingegen die Seele ein lebendes Wesen ist)), erkennt durch Benennen (Geben) und Definieren (als Formel) und Veranschaulichen das reine Phänomen in seiner allgemeinen Form (= Idee, Begriff).

Biblisches Beispiel

Mit Ausnahme der oben genannten Autoren:

V. Goldschmidt, *Les dialogues de Platon (Structure et méthode dialectique)*, Paris, 1/12 (*Les étapes de la démarche dialectique*).

Anmerkung : Sowohl die sokratische Mäeutik als auch die platonische Dialektik enthalten also tatsächlich einen phänomenologischen Kern.

1. Und doch: Es gibt einen entscheidenden Unterschied! Beide Denker dachten natürlich individuell. Doch was sie – allein und für sich – dachten, wurde in der Gruppe (der Diskussionsgruppe), im Dialog (philosophischen Gespräch), geprüft und geklärt. Genau das fehlt bei Husserl (und vielen Phänomenologen).

2. Jacob Levi Moreno (1892/1974) war zwar alles andere als ein Phänomenologe, lenkte aber auf seine Weise die Aufmerksamkeit auf den Gruppenprozess („Gruppendynamik“).

Dieser Begründer der Soziometrie hat – ohne es zu ahnen – für uns

Phänomenologen ein antikes griechisches Modell wiederbelebt: das klärend-prüfende Gespräch.

3. Jules Romain (1885/1972) – zusammen mit uns, Ina Boudier-Bakker (1875/...) und anderen, die als Unanimisten bezeichnet werden, weil sie die wechselseitigen Beziehungen der Menschen kartierten (zuallererst auf einer vitalen Ebene (L.77: Ebenen der Begegnung)), haben auf ihre Weise ebenfalls unseren Blick als Phänomenologen für die zugrunde liegenden Gruppenbeziehungen geschärft.

L106

4. Hören wir, was Platon (ebd.) wörtlich schreibt: „Gerade aus wiederholter Unterhaltung (über dieses Thema) sowie aus inniger Koexistenz dringt diese Idee plötzlich in die Seele ein wie ein Lichtstrahl aus einem Funken Feuer und bahnt sich dann ihren eigenen Weg weiter.“

Anders ausgedrückt: Unsere Seele ist auf einer unterschwelligen Ebene mit den Seelen unserer Mitmenschen verbunden, und zwar genau dann und insbesondere dann, wenn wir gemeinsam suchen.

Anmerkung: – Phänomenologie und phänomenologische Psychologie; – Auf Seite 98 haben wir festgestellt, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen Phänomenologie und Psychologie besteht. Dennoch ist eine phänomenologische Psychologie durchaus denkbar. Dazu ein kurzes Wort.

1. – „Jede intellektuelle Erfahrung (das, was aus dem Intellekt hervorgeht) und ja jede Erfahrung allein aufgrund ihrer Darbietung kann zum Gegenstand reiner Betrachtung (L.100v.) und des Erfassens gemacht werden.“ (*E. Husserl, Die Idee d. Ph ., 31*).

2.-- „Jeder psychischen Erfahrung entspricht (...) auf der Grundlage phänomenologischer ‚Reduktion‘ (Reinigung; L 94ff.) ein reines Phänomen.“ (Ebenda, 45).

Mit anderen Worten, in einem solchen Fall ist die psychische Erfahrung selbst (dank Introspektion und Retrospektivität) Gegenstand

der „Wesensschau“ (di ideatie (L. 101)).

Anwendungsmodell 2

Max Scheler (1874/1928), **Die Stellung des Menschen im Kosmos **, Darmstadt, 1928 (1930), S. 60ff., liefert uns eine zweite Anwendung des Begriffs der Ideenbildung, der eine der möglichen Arten der Phänomenologie (L. 100) darstellt und uns eine umfassendere Perspektive ermöglicht. – Wir übersetzen ihn in ein reduktives Schema (L. 26: 41).

(A) Beobachtung.

1. Gegeben : Ich habe Schmerzen im Arm (gemäß Schelers Anwendungsmodell).

2. Angefordert .

(a) die akademische Interpretation (die Scheler als „technische Intelligenz“ bezeichnet). Mit anderen Worten: der positive wissenschaftliche Ansatz (L.1).

b) der phänomenologische Ansatz (insbesondere seine ideelle Form) als Beispiel dafür, was Philosophie ist, im Unterschied zu spezialisierten Wissenschaften.

L107

(B) Abduktive (= regressive) Reduktion

(A) Wissenschaftlich orientiert.

Ein typisches Problem der „technischen Intelligenz“ (definitive Wissenschaft) wäre etwa folgendes: „Ich habe Schmerzen in meinem Arm, hier und jetzt.“

(i) Wie haben diese Schmerzen begonnen?

(ii) Wie kann dieser Schmerz beseitigt werden? Dies zu ermitteln wäre dementsprechend eine Aufgabe (siehe 'gefragt') für die positive Wissenschaft“ (oc, 60).

Zu (i) Der Pathologe (Nosologe) antwortet beispielsweise wie folgt: „Wenn in diesem Arm ein bösartiger Tumor wächst, erklärt sich dieser schmerzlich überraschende Befund.“ Der Diagnostiker hat dann sein Lemma (seine Hypothese). – Hier ist die erste Stufe der „positiven“

Interpretation.

Zu Punkt (ii) führt der Arzt beispielsweise Folgendes aus: „Wenn die oben genannte Diagnose zutrifft, dann sollte diese Art von Arzneimittel normalerweise eine therapeutische Wirkung haben, und der Wirkmechanismus würde sich erklären.“

Und hier die zweite „positive“ Reaktion. Beim zweiten Eintrag.

b) Philosophisch (phänomenologisch-ideativ).

Hören Sie, wie Scheler die typisch phänomenologische Interpretation darlegt. „Ich kann diesen Schmerz jedoch auch als Beispiel (angewandte Modalverben) für die grundlegende Situation interpretieren, die in ihrem tiefsten Sinne entfremdend und erstaunlich ist, nämlich dass diese Welt schlichtweg (überhaupt) von Schmerz, Bösem und Leid befleckt ist. – In diesem Fall werde ich die Frage anders formulieren.“

(i) „Was ist denn nun der Schmerz selbst (L.100ff.: reine Beobachtung), abgesehen von der Tatsache, dass ich ihn hier und jetzt erleide?“ (L. 7: tatsächliche Seinsweise; -- dies ist die typische Phänomenologie).

(ii) „Wie sollte das Universum ('der Grund der Dinge') beschaffen sein (Schlussfolgerung), dass so etwas wie 'Schmerz ohne weiteres' (L.101: rot-ohne-weiteres-zu-haben) möglich ist?“ (L. 7: Ergänzung; Verortung der Phänomenologie).

Anmerkung: Man sieht, dass Scheler hier implizit die „mehr als bloß identifizierenden Verbindungen“ (L.37ff.), die distributive und die kollektive Struktur, als selbstverständlich voraussetzt.

(B) II. Deduktive (= progressive) Reduktion.

(A) Wissenschaftlich

Zu (i). -- Ausgehend von seiner Eingabe wird der Diagnostiker mit der Analyse der Symptome beginnen, indem er sie aus seiner Diagnose ableitet.

Zu Punkt (ii) – Der Arzt wird aus dem Eintrag des Patienten schließen, dass es sich lohnt, das Medikament auszuprobieren.

b) Phänomenologisch-philosophisch.

M. Scheler liefert keinen Eintrag philosophisch-phänomenologischer Natur. Deshalb schlagen wir vor, hier zumindest teilweise *P. Ricoeur, Finitude et culpabilité (II: La symbolique du mal)*, Paris, 1960, 151/332 (*Les 'mythes' du beginnen et de la fin*) vorzustellen.

A. Das sumerisch-akkadische Schöpfungsdrama („enuma elish“).

Hierbei ist das Böse (Leiden, Schmerz, Leiden) in der ursprünglichen Unordnung („ursprüngliches Chaos“) verortet.

Der Babylonier, der noch heute von dieser Theorie lebt, argumentiert beispielsweise folgendermaßen:

„Wenn es am Anfang tatsächlich nur Unordnung gab und unser Herrscher zu Beginn des Jahres die ordnungsstiftenden Riten, die das Böse beseitigten, nicht ordnungsgemäß vollzogen hat, dann ist dieser Schmerz in meinem Arm, hier und jetzt, verständlich.“

Deduktiv: Wenn ich **(i)** den Mythos noch einmal betrachte und **(ii)** überprüfe, ob der Prinz die Riten korrekt ausgeführt hat, dann erhalte ich eine Bestätigung (Überprüfung) hinsichtlich der Ursache.

b. Der orphische Puthagorean-Mythos.

Hierbei liegt das Böse in einem Urirrtum der unsterblichen Seele in einem früheren Leben begründet (das in Indien analog als „Karma“ bezeichnet wird).

Der Neuplatoniker, sofern er dieser Tradition folgt, argumentiert folgendermaßen: „Wenn ich in einem früheren Leben tatsächlich einen Fehler begangen habe, der eine Strafe nach sich zieht, dann ist dieser Schmerz in meinem Arm erklärt.“

Deduktiv: Wenn ich **(i)** bei meiner abendlichen Gewissenserforschung (wie die Paläo-Put-Hagoreer lehrten) oder **(ii)** bei einer mantischen (L.27; 99: transempirischen) Untersuchung mit einem Hellseher zu einer endgültigen Schlussfolgerung über einen mir

innewohnenden, ererbten Fehler gelange, dann werde ich in der Lage sein, eine sofortige Prüfung durchzuführen.

c. Der tragische Mythos .

Hierbei wird das Böse sowohl der menschlichen Freiheit als auch vor allem den Gottheiten zugeschrieben (L.59 (Erdmutter); 74 (Dämonische Götter der Totalität)), die diese Freiheit in sinnlosen Handlungen mit all ihren verheerenden Folgen „hinhinziehen“.

Der alte Grieche, der noch immer in dieser „tragischen“ Tradition lebte, argumentierte daher folgendermaßen: „Wenn ich – von einer ‚außerirdischen Macht‘ (‚Wesen‘) mitgerissen – tatsächlich zugelassen habe, dass meine Freiheit missbraucht wird, dann verstehe ich, dass mir Schaden zugefügt wird, sodass mein Arm schmerzt.“

L109

Deduktiv: Wenn ich nun, unter der Annahme dieser Tatsache, überprüfe, ob dies der Fall ist, und mich mittels eines Exorzismus (Verbannung) davon befreie, dann weiß ich sofort, wo ich stehe.

d. Der Adam-Mythos.

In der Bibel wird das Böse, nun in seiner „metaphysischen“ (transempirischen) Wurzel, dem Sündenfall der ersten Eltern (Adam/Eva) zugeschrieben, der als Folge die Situation der Erbsünde (Mangel an wahrer Einsicht, leidenschaftliche Verhaltensweisen, Leiden, Krankheit, Tod) nach sich zieht:

Wenn ich als Nachkomme der ersten Eltern an den Folgen ihrer „Erbsünde“ teilhabe, dann verstehe ich, dass ich Schmerzen im Arm habe.

Deduktiv: Wenn ich nun im Glauben annehme, dass ich mich durch eine andere Deutung des Leidens – nämlich als Sühne und Mitgefühl für den leidenden Menschensohn – allmählich vom Griff der Erbsünde befreie, dann muss ich dies normalerweise auch in meinem Leben erfahren.

Anmerkung: Die Philosophie als Ganzes ist im Hinblick auf

gründliche Erklärung (Abduktion, Hypothese, regressive Reduktion) nicht viel weiter gekommen als zum Mythos, das heißt zur Erzählung, die in historischer Form die Grundsituation der Menschheit, ja des gesamten Kosmos, darlegt; (L.100: Phänomenologie als „Stellung“, Formulierung).

Die Rolle der Philosophie besteht üblicherweise darin, den Mythos in rational-intellektuellere oder empirischere Begriffe zu übersetzen (L. 99: das Transempirische entweder intellektuell oder empirisch zu interpretieren).

1. Tatsächlich bewegt sich der Mythos als Erzählung über die grundlegende Situation nicht so sehr auf der empirischen und/oder intellektuellen Ebene, sondern auf der mantischen (L.27 (64)) oder transempirischen Ebene.

2. In der Tat, so wie der Xosa-Negro-Afrikaner in Bezug auf eine Herde von fünfhundert Tieren „sofort“ (mantisch, hellseherisch, transempirisch wissend) weiß, ob und wie viele und welche Tiere genau fehlen, so weiß auch der Mythenerzähler sofort (mantisch, paranormal, transempirisch), wie die grundlegende Situation des Menschen und des Universums aussieht.

L110

Es sei darauf hingewiesen, dass der Mythenerzähler ein wahrer Mythenerzähler sein sollte.

a. Schließlich wurden künstliche Mythen von Dichtern nach imaginären Strukturen zusammengebastelt (so etwas ist nichts anderes als „Poesie“). Auch unter den indigenen Völkern kursieren Fabeln, die ebenfalls als „Mythen“ bezeichnet werden: Diese dienen der Unterhaltung (ihnen fehlt der philosophische Gehalt in Bezug auf das Leben und die Welt).

b. Der wahre Mythenerzähler ist daran zu erkennen, dass er reine Kontemplation praktiziert, die unter anderem, aber nicht ausschließlich, für die von Husserlia interpretierte Phänomenologie

charakteristisch ist.

1. Der wahre Mythenerzähler gibt nicht einfach wieder, was die Tradition (L. 95) behauptet; er äußert – gewiss nicht – sein eigenes „subjektives Urteil“ (L. 95); er geht auch nicht von vorgefassten Meinungen aus (L. 95v); noch weniger will er bloße „Theorien“ (Beweise) (L. 97) verbreiten; wenn sein „Ich“ (L. 97) und seine „Handlungen“ (ebd.) eine Rolle spielen, dann ist es eben diese „Handlung“, die es ermöglicht, sich dem Phänomen (= dem mythischen Inhalt) „rein zu öffnen“ (L. 98).

2. Der wahre Mythenerzähler verortet den Inhalt des Mythos mit äußerster Genauigkeit in der Realität (vgl. V. 27) (korrekte Charakterisierung der Faktizität: V. 98ff.).

Entscheidung.

Der Mythenerzähler ist, sofern er authentisch ist, ein Phänomenologe auf einer transempirischen (paranormalen mantischen) Ebene.

Das ist auch der Grund, warum in Kulturen, die Mythen pflegen, nicht jeder „Geschichtenerzähler und Wundertäter“ die Riten leiten darf, die Glück (beispielsweise für den Stamm oder das Individuum) bringen. Schließlich sollte er mehr sein als nur ein Geschichtenerzähler!

Wir sagen „Glück zu erlangen (= Erlösung)“, um den Begriff „Magie“ (denn das ist wahre Magie) und den damit verbundenen Hass in aufgeklärten Kulturen zu vermeiden (Z. 98ff.). – Besserer Ausdruck: „Agogie“ (Z. 3).

(B) III. *Peirastic (= Test-) Reduktion.*

(a) *Wissenschaftliche*

Zu Punkt (i): Sobald der Diagnostiker die überprüfbaren Symptome festgestellt hat, wird er bald wissen, ob sein Lemma (= vorläufige Diagnose) richtig war.

L111

Zu (ii): Der Therapeut (Arzt) weiß nach der Medikamentengabe anhand des Ergebnisses, ob er das richtige Lemma (seine Vorstellung von „Medikament“) im Sinn hatte oder nicht. Vgl. L.14 (pragmatische Wahrheit).

b) Phänomenologisch-philosophisch.

1. Man lese zunächst sorgfältig, was (Z. 14) über die Wahrheit des Schicksals und über die nicht-experimentelle Methode (Z. 42) gesagt wurde.

2. Wir übernehmen den Adam-Mythos innerhalb unserer biblisch-christlich geprägten dominanten Kultur.

a. Seit dem heiligen Paulus und seiner Auslegung der mythischen (transempirischen) Tatsache, „dass wir alle – jeder von uns, einzeln (im Singular) – in Adam, unserem Stammvater, gesündigt haben, dies auf Anstiftung der Schlange (Satans), glaubt die katholische Kirche (und unmittelbar unzählige Gläubige), dass dieser Mythos:

(i) Einsicht (Information) - Licht (L.104v.) - bereitgestellt;

(ii) wenn sie in ritueller Weise angewendet wird (bei Taufe, Firmung und Eucharistie (= christliche Initiation)), hat sie eine heilbringende Wirkung (agogischer Moment).

b. Vergleichen wir noch einmal mit dem Xosa-Negro-Afrikaner, der sofort sieht (L.27; 109): In diesem Fall ist das Phänomen (=gegebene, tatsächliche Seinsweise (L.7)) empirisch-intellektuell (L. 98ff.) überprüfbar (verifizierbar).

1. Die vom Mythenerzähler beschriebene Seinsweise (das Phänomen, die Gegebenheit) ist zwar überprüfbar (viele haben dies aufrichtig geglaubt), da sie die unbegreifliche Grundsituation des Universums und der Menschheit betrifft, jedoch nicht empirisch-intellektuell, wie es die Aufklärung (L. 36; 67; 70; 7300; 95ff.; 99) voraussetzt. Und wenn sie überprüfbar ist, dann meist in Form einer Schicksalswahrheit.

2. Der magische Ritus bietet jedoch eine Art von mehr oder weniger empirisch – intellektuell überprüfbarem – Experiment (L. 14:

pragmatische Wahrheit); beispielsweise, wenn nach einem von einem Mythos begleiteten Ritual einer der Anwesenden, der im und durch das Ritual absichtlich „behandelt“ wurde, körperlich geheilt erscheint. Es ist offensichtlich, dass in diesem Fall der Mythos experimentell verarbeitet wird. In diesem Fall könnte man möglicherweise von einer echten „peirastischen Verifizierung“ sprechen.

L112

Bibliografisches Beispiel

1. *Joseph Schelling* (1775/1854) – vgl. L.67; 73 – der romantisch-idealistische Denker verfasste einst die * *Einführung in die Philosophie der Mythologie* * (veröffentlicht 1825). Darin verteidigt er nach jahrzehntelangem Studium die Idee, dass Mythen als solche Wahrheit enthalten (siehe *S. Jankélévitch, Übers., Schelling, *Introduction à la philosophie de la mythologie* *, I und II, Paris, 1945; – I, 81 ff. (Quatrième leçon)).

2. *Lucien Lévy-Bruhl* (1857–1939), ein Freund von *Émile Durkheim* (1858–1917), war wie Lévy-Bruhl ein stark soziologisch orientierter Denker. Lévy-Bruhl ist bekannt für seine gründliche Untersuchung und Interpretation dessen, was er zunächst als „primitive Mentalität“ (Geisteshaltung) – später als „primitive Denkgewohnheiten“ („habitudes mentales“) – bezeichnete. Seine abschließende Position lautet:

(**i**) Es gibt schlichtweg keine „primitive Mentalität“, die sich angeblich von den anderen (den Modernen, den „Cartesianern“) durch zwei Merkmale, nämlich „Mystik“ und „das Prälogische“, unterscheidet.

(**ii**) Es gibt tatsächlich eine „mystische“ Mentalität, die bei den „primitiven“ Völkern ausgeprägter und leichter wahrnehmbar ist als in unseren (modernen) Gesellschaften. Dennoch ist sie in jedem menschlichen Geist vorhanden (ob primitiv oder modern).

seinem Werk *M. Leenhardt, préf., Les Carnets de Lévy-Bruhl* , Paris, 1949 (posthumes Werk) hinterlassen hat .

Vgl. *J. Cazeneuve, Lucien Lévy-Bruhl (Sa vie, son œuvre, avec un exposé de sa philosophie)*, Paris, 1963, 128.

Notiz-- „Mystisch“, „Mystik“ bedeutet hier in diesem Gebrauch so viel wie „transempirisch“ (L.98v.).

In seinem Werk * *La mentalité primitive* * (Paris, 1922) schreibt Lévy-Bruhl : „(...) Versuchen wir, (...) unseren eigenen Denkgewohnheiten zu misstrauen; versuchen wir vielmehr, die Denkgewohnheiten der Primitiven durch die Analyse ihrer kollektiven Ideen und der Verbindungen zwischen diesen Ideen zu entdecken. (...)“

Indem wir die intellektuelle Tätigkeit der Naturvölker nicht aus einer ihr unpassenden Perspektive betrachten, (...) können wir die Hoffnung hegen, sie im Rahmen unserer Beschreibung und Analyse nicht zu verzerren.“

L113

3.-- „Formale Logik“ als vergleichende Ordnung (113/118)

Die von Aristoteles von Stageira (-384/-322) begründete Denktheorie wird gemeinhin als formale Logik bezeichnet. Vgl. L.25 (formale oder formbasierte Induktion). Tatsächlich kreist die klassische Logik um die Form (was die alten Griechen „morfè“ (lat. forma) nannten). Es stellt sich die Frage: Was genau ist diese Form? Denn diesbezüglich bestehen Missverständnisse.

1. Die Scholastiker (800/1450) sprachen (L.30) von der Ausrichtung unserer Aufmerksamkeit (unseres Bewusstseins) auf etwas („das Sein“). Diese Ausrichtung wurde von Franz Brentano (Österreichische Schule) als intentionale Struktur unseres Bewusstseins neu untersucht. – Die Scholastiker unterschieden zwischen einer Intentio prima und einer Intentio secunda.

a. Die „ **erste Orientierung** “ bezeichnete die Tatsache, dass wir im Alltag einfach mit Dingen und Abläufen beschäftigt sind, ohne nachzudenken (zu reflektieren), ohne zu dem zurückzukehren, was wir tun und denken. Vorreflexiv. – So betrachte ich dieses Foto. Und den Filmstar darauf.

b . Die „ **zweite Orientierung** “ beschreibt die Tatsache, dass wir, sobald wir beispielsweise das Foto mit der Diva betrachten, uns unseres Blicks bewusst werden und innehalten, um darüber nachzudenken, dass wir schauen (und nicht mehr das Foto der Diva selbst). Reflektierend. In einer Schleife kehre ich zu meinem eigenen Akt (dem Betrachten) zurück und reflektiere. Dann erscheint das Foto (und, hinter diesem Foto, der Star) in mir, als ob ich es selbst betrachtete.

Die formale Logik oder Formlogik befasst sich in erster Linie mit den intentiones secundae, den sekundären Orientierungen unseres Bewusstseins. Denn in diesen manifestieren sich Ideen (Begriffe), Urteile und Schlussfolgerungen.

2. G. F. R. W. Hegel (1770/1831), der Dialektiker (L.113), beschrieb gern alles Leben als Begehren. Dieses Begehren war demnach die Konzentration auf ein Objekt, das einem Bedürfnis entspricht.

a. Ein erster Wunsch (eine erste Orientierung) war beispielsweise der Umstand, dass ich einen schönen roten Apfel dort liegen sah und ihn essen wollte. In diesem Fall begehrte ich den Apfel selbst als physische (grobe, materielle) Realität. – Man denke an eine papierliebende Maus, die das Foto verschlingt (anstatt es anzusehen).

L114

Hegel ist darüber hinaus so überzeugt, dass das Leben für den Menschen Begehren ist, dass er es das „Begehren nach Begehren“ nennt: Jeder Mensch will von seinem Mitmenschen begehrt werden, also von einem begehrenden Menschen (und nicht bloß von einem begehrten Ding). Darauf beruht bei Hegel der intersubjektive und soziale Aspekt des Lebens. Vgl. L. 106 (Gespräch, Zusammenleben).

b.1. Ein zweites Verlangen (eine zweite Orientierung) liegt darin, dass ich denselben schönen Apfel von eben auch auf andere Weise „begehren“ kann: Ich betrachte ihn allein, weil er schön ist. Ohne ihn in seiner saftigen Fruchtigkeit zu verschlingen: Die Form, insofern sie (ästhetisch) schön ist (L. 56), ist in diesem Verlangen das Objekt; nicht mehr die Materie. Es ist immer noch der Apfel, aber nur in seiner Schönheit – in

seinem Sein –, die mich zu ihm hinzieht.

b.2. Ein zweites, wenn auch anders gefärbtes Verlangen (eine zweite Orientierung) liegt darin, dass ich beispielsweise als Biologe denselben Apfel betrachte, ihn aber ebenfalls nicht materiell begehre, sondern nur in seiner Form, einfach weil er ein Apfel ist (und beispielsweise keine andere Frucht). Ohne ihn zu essen, besitzt er für mich einen Wert (Z. 16), und zwar einen kognitiven. Mein Anliegen ist die Form, insofern sie (kognitiv) eine eigene Seinsweise darstellt (Z. 7). „Form“ ist hier „das, wodurch sich etwas vom Übrigen unterscheidet (Komplement)“.

Es ist diese zweite Form, das Objekt des Verlangens nach Wissen und Wahrheit, die dazu führt, dass die traditionelle Logik als „formale“ Logik bezeichnet wird.

3. A. Cournot (1801/1877), *Traité de l'enchaînement des idées dans les sciences et dans l'histoire*, I, 1911-2, 1/2, sagt, dass der Mensch, sofern er nach Ordnung sucht („sehnt“), nach einer Form sucht.

Nun, die Form (ihre eigene faktische Seinsweise) der Phänomene (Daten) wird in der Idee (dem Konzept) zu Information (Wissensform). Oder anders ausgedrückt: Die Form der Wirklichkeit wird in der Idee davon (vollständig) bewusst.

So wird beispielsweise die der Materie des Apfels innewohnende Form im Begriff „Apfel“ bewusst (und wird zu Information, einer Form von Wissen). Welch ein Fundament uralter Logik!

4. G. Jacoby, *Die Ansprüche der Logistiker auf die Logik und ihre geschichtsschreibung*, Stuttgart, 1962, 106/118, erklärt, warum und wie die aristotelische (= traditionelle) Logik als „formal“ bezeichnet wird.

L115

(1) „Der Begriff ‚Forma‘ (= Form) im Sinne der Fachsprache der Logik geht auf Marcus Tullius Cicero (–106/–43), den Inbegriff des römischen Rhetorikers und Politikers, zurück. Cicero übersetzt nämlich (das platonische) ‚eidos‘ (L. 101), Idee, verstanden als allgemeine Idee

(Begriff), (...), mit dem Begriff ‚forma‘, wenn er sich mit logischen Fragen befasst.“ (oc, 106).

Die andere gebräuchliche lateinische Übersetzung für dasselbe ‚eidos‘ war ‚species‘ (denken Sie an das Wort ‚speci.fiek‘).

Die so verstandene „Form“ Ciceros wurde über

(i) Marcus Fabius Quintilianus (+35/+96), der große römische Rhetor (Textualist; L.1),

(ii) auch über den größten Kirchenvater des Westens, den heiligen Aurelius Augustinus (+354/+430), der für seine turbulente Jugend in der westlichen Logik bekannt war.“ (ebd.). Vgl. L. 21 (Augustinus als Harmonologe).

(2) G. Jacoby sagt zu dem Adjektiv „formalis“ (= formal; formell): „Formal‘ ist das, was die Logik zumindest seit dem 13. Jahrhundert genannt wird.“ (ebd.).

Als Adjektiv scheint Anicius Severinus Boëthius (+480/+525), der Minister des Ostgotenfürsten Theoderich (ebd.), der Importeur zu sein.

Anmerkung: Inwieweit die allgemeine Idee (= forma) schon für den Begründer der Logik, Aristoteles, entscheidend war, geht aus dem hervor, was G. Jacoby, oc, 107f., sagt.

„Es gibt eine zweite Form – eine zweite Idee im Umlauf: Aristoteles nennt die ‚Formen‘ des Syllogismus (L. 26; 32; 43 (unten)) ‚s.chèmata‘ (= Schemata). Die in dieses Schema integrierten Ideen nennt er ‚hulè‘ (lat.: materia, Substanz (= Materie)), d. h. Rohmaterial.“

„Schèma“ (Schema) stammt von „echein“ (strukturieren). „Schèma“ ist demnach die Struktur (Z. 41), das Modell (verstanden als regulatives oder allgemeines Modell) (Z. 26), die Form, der Stempel (...), dessen, was durch das „Schema“ (Denk- und Schlussfolgerungsform) verarbeitet wurde. (...).

Die Syllogismusformen (im Lateinischen auch „Figuren“ genannt) ordnen (...) die auftretenden Ideen inhaltlich nach ihren Identitätsbeziehungen (L. 35v.), d.h.

(i) nach der Gattung (= allgemeine Sammlung) und der Art (= Unter- oder Teilsammlung),

(ii) gemäß „alle“ und „nicht alle“ (= einige) (Z. 65). Mehr dazu später.

L116

(3) A. N. Whitehead (1861/1947) beschreibt zusammen mit B. Russell (L.36), dem Autor der *Principia Mathematica* (1910/1913), dem grundlegenden Werk über formalisierte oder „formale“ Logik (= Logistik), in seinem Werk *Wiskunde* (Basis van het exact denken), Utr./Antw., 1965, 11v., in drei Schritten, wie die „Forma“ oder abstrakt-allgemeine Idee nach und nach die Mathematik als Hauptidee durchdrang.

Whitehead sagt:

a. Die Mathematik begann als Wissenschaft, als jemand – wahrscheinlich ein (alter) Grieche – zum ersten Mal versuchte, Theoreme zu beweisen.

(i) über alle Dinge (Z.7: faktische Seinsweisen) und

(ii) über nicht alle (= einige) Dinge (L.65), ohne Angabe (Erklärung) bezüglich bestimmter einzelner (= singulärer) Dinge.

Derartige Theoreme wurden erstmals von den Griechen für die Geometrie formuliert (L. 43: Euklid von Alexandria) (hier: vorgeschlagen und ausgearbeitet). Folglich war die Geometrie (L. 40: axiomatisch-deduktiv) die griechische mathematische Wissenschaft schlechthin (L. 48; – Descartes: 51).

b. Nach dem Aufkommen der Geometrie dauerte es Jahrhunderte (insbesondere François Viète (Viëta; 1540/1603), der die Algebra ('logistica speciosa' (d. h. Rechnen mit 'Species' (L.115) oder allgemeinen Ideen)) anstelle der früheren numerischen Berechnung ('logistica numerosa') einführte, bis sich die Algebra (von Viète als 'algebraische Berechnung' bezeichnet) wirklich effektiv etablierte - trotz einiger schwacher Versuche späterer griechischer Mathematiker.

Appl. mod. -- Die Begriffe „alle“ und „nicht alle“ (einige) wurden in der Algebra eingeführt, indem man Buchstaben anstelle der unveränderlichen Zahlen der Arithmetik verwendete.

Vgl. O. Willmann, *Gesch. D. Id.*, III (*Der Idealismus der Neuzeit*), Braunschweig, 1907-2, 46/69 (*Einfluss des Pythagoreismus auf Mathematik und Astronomie*), für die Einzelheiten.

1. Anstatt zu sagen „ $2 + 3 = 3 + 2$ “, verallgemeinern wir in der Algebra und sagen: „Für alle Zahlen x und y gilt: $x + y = y + x$ “.

2.-- Ebenso: Anstatt zu sagen „ $3 > 2$ (größer-als-Relation)“, verallgemeinern wir und sagen „für alle Zahlen x existieren Zahlen y , so dass „ $y > x$ (größer-als-Relation)“

L117

Anmerkung: Whiteheads Ausführungen können wir anhand des folgenden Schemas (entwickelt nach O. Willmanns Ausführungen) weiter veranschaulichen (L.115: figura, Gestalt (L.25)).

Idee (Form):	'formula speciosa'	'formula
entweder	entweder universell	numerosa'
universell	entweder privat	Singular
entweder privat	$x + y = z$	
. + . = . (Summe)	betriebsbereit	z. B. $20 + 5 = 25$
nicht		betriebsbereit
betriebsbereit		

Vgl. L.65 (alle (ja) -- nicht alle (ja/nein) -- alle (nein)).

Wie O. Willmann, oc, 49, anmerkt, ist:

- (i) Formel die Verkleinerungsform (diminutive) für forma;
- (ii) unsere „Formel“ (die Verniedertmachung) ist, richtig verstanden, lediglich die auf eine Verkleinerungsform von Aufgaben reduzierte Form.

Des Weiteren bedeutet „formula speciosa“ „Idealformel“ (Formel) und „formula numerosa“ „Zahlenformel“.

Wir beziehen uns auf die allgemeine Idee „operational“ (L.24) „wenn

acd, dann csq“ – die hier lautet: „Wenn die Formel (universelle Idee) algebraisch ist, dann ist die Formel operational (im mathematischen Sinne)“.

Anmerkung: O. Willmann, oc. 50, merkt an, dass beispielsweise R. Descartes (L.43ff. (36)) und Pierre Fermat (1601/1665), der sowohl die Prinzipien der Infinitesimalrechnung als auch die Grundlagen der Wahrscheinlichkeitstheorie (in seinem Briefwechsel mit Blaise Pascal (1623/1662)) begründete, gleichzeitig eine Art von Anwendung (appl. mod.) sowohl der Buchstabenrechnung als auch der Funktionaltheorie begründeten, nämlich die analytische Geometrie.

Man beachte die Tatsache, dass die Idee des „Kreises“ (L. 23 (kuklos); 103 (Platonisch)) mittels der „Formel“ (semiotische Idee oder kleines Symbol) „ $x^2 + y^2 = r^2$ “ „ausgedrückt“ werden kann.

Notiz-- A. Warusfel stellt in seinem Werk „Les mathématiques modernes“ (Paris, 1969, S. 5) fest, dass seit Carl von Gauss (1777/1855) alle großen Mathematiker bestrebt waren, Ideen (natürlich mittels Buchstaben) an die Stelle von Zahlen zu setzen.

C. Whitehead fährt fort: – Erst in den letzten Jahren ist deutlich geworden, in welchem Maße die Begriffe „alle“ und „nicht alle“ (einige) zu den Grundlagen der Mathematik gehören.

L118

Infolgedessen wurden immer mehr Themengebiete für die mathematische Forschung zugänglich. Soweit zu A. N. Whitehead.

a. Zu diesem letzten Punkt vgl. L. 26; 74; 88; G. Cantors Mengenlehre, die unter anderem zu den Grundlagen der „neuen“ Mathematik gehört.

b. Man braucht beispielsweise nur das Vorwort zu M. Barbut, **Mathématiques des sciences humaines**, *I et II*, Paris, 1967/1970, zu lesen. Der Autor, Paul Fraisse, ein Professor an der Sorbonne, erörtert den Dialog zwischen Mathematik und Geisteswissenschaften.

1. Er formuliert das Ziel prägnant: „Die Forschung in den Wissenschaften – ob in den Geisteswissenschaften oder nicht – vollführt eine ununterbrochene Pendelbewegung – „dans un mouvement dialectique“ („in einer dialektischen Bewegung“; Z. 82ff.) – von den ‚Fakten‘ zu ihrer Artikulation und von der Artikulation zu den ‚Fakten‘ (Z. 77ff.), jedoch so, dass das Intervall (Z. 55) zwischen formalisiertem Wissen und der Fülle der Fakten so klein wie möglich gemacht wird.“

2. Doch hören wir, was der Autor hinzufügt: „Die Notwendigkeit, nämlich eine neue mathematische Grundsprache auch für die Geisteswissenschaften (Alpha-Wissenschaften) bereitzustellen, ist die eines Werkzeugs. Mathematische Formalisierung entbindet einen nicht von der Kenntnis der Tatsachen: Sie bewirkt lediglich, dass die Tatsachen besser umrissen und genauer dargestellt werden (L.51; 91: Lévi-Strauss).“

Kurze Erklärung

Manchmal wird die Dreierregel verspottet. Und das zu Recht! Man muss sich nur ihre Struktur ansehen (L.41; 115).

- (i) Ausgehend von der Form (Grundmenge; z. B. $100/100$, $5/5$ usw.),
- (ii) man geht über das Element (Moment: z. B. $1/100$, $1/5$ usw.),
- (iii) um entweder das Element oder insbesondere die Teilmenge oder besondere Form zu berechnen (z. B. $5/100$, $2/5$ usw.).

Millionen von Menschen mit gesundem Menschenverstand (L.6) befreien sich aus ihrer „mathematischen“ Zwickmühle durch eine vollständige Struktur!

Betrachten Sie, was L.65 (Grundform) aussagt, und erkennen Sie diese Grundform, selbst in etwas so Einfachem wie der Dreierregel: „Von allen ($100/100$ ist nur eine Möglichkeit, 'alle' zu sagen!), über genau einen zu nicht allen (einigen)“.

L119

4. – Die idiographische Denktheorie (119/125)

Die Grundlage der traditionellen Logik ist die Idee (das Verständnis, der Begriff, die Vorstellung).

Es gibt eine Vielzahl begrifflicher Definitionen des Begriffs, von denen jede einen oder mehrere Aspekte hervorhebt.

a. Zum Beispiel *Ch. Lahr, Logique* , 491: „Die Idee (...) ist die reine intellektuelle Repräsentation eines Objekts.“ Man sieht, dass Pater Lahr einen eher psychologischen Ansatz verfolgt: „Repräsentation“ ist ein psychologischer Begriff.

B. *M. Müller/A. Halder, Herders kleines philosophisches Wörterbuch* , Freiburg i.Br., 1959, S. 27f., sagt: „Vorstellung eines Objekts in seiner Allgemeinheit“. Mit anderen Worten: Während Lahr offenlässt, ob die Idee stets das Allgemeine (L. 100ff.: ideative Phänomene) im Objekt repräsentiert, stellt Herders Wörterbuch das Allgemeine unmittelbar in die Definition selbst.

c. Doch dasselbe kleine Wörterbuch sagt auf der folgenden Seite, dass die Romantik (L. 67; 73; 112) eine neue Definition des Begriffs liefert. Das „Wesen“ (L. 7: tatsächliche Seinsweise) von etwas – wie einer Person, einer Schöpfung, einem historischen Ereignis oder einer Epoche – liegt genau darin...:

- (i) das Singular - (das Einmalige, das Einzigartig Vorkommende),
- (ii) zusammen mit (L.36: coll. Str.)
- (iii) das Konkrete, d.h. die Verschmelzung mit dem Übrigen (L.7: Komplement; 66).

Die (romantische) Vorstellung von etwas besteht daher in der Darstellung der singulär-konkreten Natur eines Objekts.

Entscheidung

(a) neben der traditionellen Idee (der allgemein-abstrakten „Form“ (L.113/118)), Gegenstand der formalen Logik,

b) Die Romantik akzeptiert die singulär-konkrete Form, die in der

ebenso singulär-konkreten Idee (Repräsentation) repräsentiert ist, dem Gegenstand idiographischer (= konkreter) Logik. Vgl. L.100: deskriptive Phänomenologie.

Erläuterung

Man sollte nun nicht meinen, die (vorwiegend deutsche) Romantik sei die alleinige Entdeckerin des Singular-Konkreten. – Seit Jahrhunderten ist der Eigenname der Fachbegriff, mit dem die singular-konkrete Natur eines Phänomens (Objekts, Gegebenheit) ausgedrückt wird. Grammatisch unterscheidet er sich vom Gattungsnamen (der ein abstrakt-allgemeines Wesen bezeichnet).

Aber es gibt noch mehr: Auch auf philosophischer Ebene wurden Versuche unternommen, die singulären konkreten Objekte präzise zu verorten (Ordnungstheorie).

L120

(A) Aristoteles von Stageira (-384/-322).

1. „Das Ding – ,ousia‘ (etwas, tatsächliche Seinsweise (L.7)) – ist nicht das Allgemeine, sondern immer etwas Konkretes – ,sunolon ti‘ (etwas, das in sich als Ganzes existiert) –. Es besteht aus einer singulären Form und aus einer singulären Materie.“ (O. Willmann, *Gesch. d. Id., I (Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus)*, Braunschweig, 1907–1902, 568).

2. „Der Inhalt der Definition, der das Allgemeine (das ,katholou‘) repräsentiert, ist für Aristoteles nichts anderes als eine Aussage über singuläre Daten (,epi ton hekasta‘).“ (ebd.).

3. Genau wie das, was tatsächlich existiert, so kulminiert auch bei Aristoteles das Wissen (...) in zwei Punkten.

„Einmal ist die Kenntnis des Konkreten das Ziel, ein anderes Mal die Kenntnis des Abstrakten.“ (oc, 560).

Man erkennt, dass bereits in diesem antiken Griechen die romantische Dualität deutlich präsent ist. Allerdings liegt der Schwerpunkt natürlich klar auf dem Allgemeinen.

b) Die Conimbricenses (Die Schule von Coimbra (Portugal)),

Eine Philosophie der Jesuiten, die sich neben der scholastischen Philosophie auch direkt mit der antiken griechischen Philosophie befassten, definiert den Singular in ihrem * *in universam dialecticam aristotelis* *, Coimbra, 1606, als „das, dessen Eigenschaften (l.25; 38 (Coll. Str.), alle zusammengenommen (L.26), nichts anderes anzeigen können“ (Id, cuius omnes simul (alle zusammen) proprietates alteri (etwas anderes)) convenire non possunt).

Sie beschreiben diese Definition mit einem Distichon (zweizeiliger Vers): „forma, – figura, locus, stirps, nomen, patria, tempus, unum perpetua reddere lege solent.“

(Übersetzt: die Form, -- das materielle Erscheinungsbild, der Ort, der Ursprung, der (Eigen-)Name, das Vaterland (Geburtsregion), die Zeit, -- stellen gewöhnlich, immer wieder, das Singular („unum“) dar).

Logisch ausgedrückt: „Wenn all diese Eigenschaften zusammentreffen, dann ist das Singular (von dem diese Eigenschaften sind)“.

Anders ausgedrückt, wie die Scholastik sagt: „Individuum ineffabile“ (Das Singuläre ist unaussprechlich). Man kann es aber buchstäblich „beschreiben“, indem man den Umweg über notwendige und hinreichende Merkmale nimmt, die einzeln betrachtet nicht ausreichen, aber gemeinsam hinreichend sind, um das Singuläre sowohl zu charakterisieren als auch als solches zu verorten.

L121

Thomas von Aquin (1225/1274), die Hauptfigur der Scholastik, behauptet, dass die Gesamtheit solcher Merkmale („huiusmodi formis aggregatis“) nicht ausreicht, um den Singular als solchen zu charakterisieren. Er versteht sie jedoch offenbar abstrakt – allgemein –, während sie singulär – konkret – zu verstehen wären (In IV Sent., 1. II, dist.3, q.3, a.3c).

Anwendungsmodell

Nehmen wir Roxana, eine der persischen Ehefrauen Alexanders des

Großen.

1. Form (allgemeine - abstrakte Idee): eine Frau.
- 2a. Figur (Ansicht) schön;
- 2b. Ort: Baktrien (ein Gebiet, das teilweise das heutige Turkestan, den Iran und (den Norden von) Afghanistan umfassen würde);
2. Jh. Abstammung: Tochter von Oxuartès, dem Satrapen des persischen Herrschers (Baktrien war Teil des Persischen Reiches);
- 2d. (Eigenname) Roxana;
2. Heimat (Geburtsregion): Baktrianè;
- 2f. Zeit -327: Heirat als persische Prinzessin mit Alexander III. dem Großen (-356/-323); -319: Abreise nach Epirus zu Alexanders Mutter Olympias; -316: Gefangennahme durch Kasandros, König von Makedonien (-354/ -297); -310: Ermordung durch denselben Herrscher.

Man erkennt, dass alle Merkmale singuläre Eigenschaften darstellen, die gemeinsam entweder typisch (schön, Frau usw.) oder verorten (Baktrin, Tochter des Oxuartes, verheiratet mit Alexander usw.) die einzigartige Persönlichkeit dieser berühmten Frau. Dies, obwohl sie niemals die unzähligen Eigenschaften dieser einzelnen Person vollständig erfassen (Unaussprechlichkeit des Singulären).

Anwendbares Modell

Nehmen wir *Philippe de Dieuleveult*, den Schatzsucher aus der französischen Fernsehserie „*La chasse aux trésors*“. Er muss beispielsweise den Dorfschmied in Kamerun suchen. Dieser Dorfschmied ist eine besondere Figur. Nachdem er aus dem Hubschrauber gestiegen ist, fragt er eine Gruppe afrikanischer Frauen, die auf den Feldern arbeiten, ob sie ihn kennen und wo er sich aufhält. Sie zeigen ihm beispielsweise in Richtung des Dorfes. Dies ist ein erstes Merkmal (L.26: k = Merkmal).

Die Reihe (L. 46 (Descartes) der Eigenschaften, die ihm die folgenden Vernehmer unterwegs nennen, haben eine Struktur.

L122

Ungeachtet aller abweichenden Anzeichen (= Merkmale) erzielt *Philippe de Dieuleveult* (1951/1985, französischer Journalist, verschollen in Zaire) eine zunehmende Konvergenz (Zusammenfluss) der Merkmale, bis er schließlich – in der gleißenden Sonne des schwarzen Kontinents – den Dorfschmied vor seinem Miniatur-Hochofen bei der Arbeit sitzen sieht... Nur zweihundert Meter außerhalb des Dorfes, in der Wildnis!

(i) Er hatte sein Lemma (L 6, 41) aus Paris erhalten:

1. ein Dorfschmied,
2. irgendwo in der Nähe von X, einem Dorf mit eigenem Namen, der ihm unbekannt war,
3. Irgendwo dort, auf der Karte, in der Nähe der kamerunischen Hauptstadt Yaoundé. Das Lemma war nichts anderes als jene Reihe mit drei Elementen (L 46. Kartesische Menge)!

(ii) Seine „Analyse“ (L.6; 41) bestand aus:

(a) an sich notwendige (= singuläre, separate), aber unzureichende Information (= Information: L.114 (unten)), die gegebenenfalls divergent (abweichend) sein kann;

b) gemeinsam (= kollektiv; L.22 (summativer Indikator), welches als 'Gestalt' (Form: L.25) konvergent, in einem identischen, singulären, gegebenen übereinstimmend) und unmittelbar ausreichende Information (= Information).

Biblisches Beispiel

-- O. Willmann, *Gesch. D. Id.*, III, 112ff. (*Der Aristotelismus der Renaissance: die Patres des Kollegiums von Coimbra*);

– H. Pinard de le Boullaye, SJ, *L'étude comparée des religions* , II (*Ses méthodes*), Paris, 1929-3, 509/554 (*La Demonstration par convergence d'indices probables*), fl. 511/516 (Nature du 'singulier'); 517/521 (*La preuve par convergence dans la vie courante*).

Notiz-- Teilideen/ Gesamtidee .

Man lese nun noch einmal L.120, das Distichon über die Singularität: Schließlich sind die aufgezählten 'indicia' (Anzeichen) nur Teil- oder Unterideen der Gesamtidee, welche die Merkmale des

Singulären ausmacht (L.37ff.: Teil/Ganzes).

(C) Die „Badische Schule“ (Heidelberger Tradition) befasste sich ebenfalls mit dem Problem des Singulären, und zwar „axiologisch“ (wertphilosophisch; L.16) und historiographisch (historisch).

L123

Das Paar der Gegensätze (System: L.53; 55; 88; 98) 'idiographisch/nomothetisch' ist für uns hier von Interesse.

1. In Analogie zu Wilhelm Dilthey (1833/1911), der das „Verstehen“ als typisch für die Geisteswissenschaften (im Gegensatz zu dem, was er unter „Naturwissenschaften“ versteht) einführte, wobei „Verstehen“ bedeutet „das Erfassen der Gesamtstruktur des Menschen als Phänomen (L.94ff.), jedoch in seiner sich ständig verändernden individuellen (= singulären) Form (L.119: singuläre Form)“;

2. Wilhelm Windelband, der Anführer der neukantianischen -Badener Schule – er lebte von 1848 bis 1915 – führte in den empirischen oder erfahrungswissenschaftlichen Wissenschaften (L.80: Art der Aufklärung) die Unterscheidung zwischen „Naturwissenschaften“ = nomothetischen Wissenschaften und historischen Wissenschaften = „idiographischen Wissenschaften“ ein.

a. „Nomothetisch“ bedeutet „das, was Gesetze (universelle Eigenschaften – L. 115ff.) aufstellt“.

b. „idiographisch“ bedeutet „etwas, das singuläre Formen beschreibt“ (L.119ff.).

So finden wir hier, in neuer Form, die Dualität, die O. Willmann bei Aristoteles entdeckt zu haben glaubte (L.120: „zwei Punkte“). Wir verweisen auf *Windelbands* Rektoratsansprache „*Geschichte und Naturwissenschaft*“ (1894).

3. *Heinrich Rickert* (1863/1936),

Ebenfalls aus der Badener Schule stammend, greift Windelband in seiner **Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft** (1899) die Unterscheidung zwischen Geschichte und Geschichte auf, die er als

Kulturwissenschaft als Wissenschaft des Singulären bezeichnet. Dies steht im Gegensatz zur Naturwissenschaft, die „immer das Allgemeine im Blick hat“. Als typisch philosophische Aufgabe nennt Rickert die Logik, die sich seiner Ansicht nach in zwei Typen unterteilen lässt:

(i) die traditionelle Logik, die das Studium des Allgemeinen ermöglicht (L. 114/118), und

(ii) eine „neue“ Logik, die das Studio des Singulären (L.119vv) ermöglicht.

Genau das versuchen wir hier auf den letzten Seiten.

Biblisches Beispiel

Geoffrey Barraclough, *Scientific Method and the Work of the Historian*, in his *Logic, Methodology and Philosophy of Science*, in: Proceedings of the 1960 International Congress, Stanford-University Press, 1962.

L124

Entscheidung.

Nimmt man die Idiographie der Badener Schule ernst, so ist die Einführung eines Sinns für das Singuläre sowohl in der Logik als auch in den empirischen Wissenschaften unerlässlich. Dies impliziert unmittelbar auch die Einführung von Methode und Struktur in diesem Bereich.

Uns scheint, dass die Jesuiten von Coimbra für die romantische Ideenlehre (L.119) die Idee als methodisch nützlich lieferten. Obwohl diese natürlich noch verfeinert werden kann, dient sie darüber hinaus als Ausgangspunkt.

(d) Georges Canguilhem (1904/1995)

Er zählt zu den bedeutendsten Erkenntnistheoretikern Frankreichs. Er steht in der Tradition von G. Bachelard (L. 86ff.), der der Wissenschaftsgeschichte eine zentrale philosophische Rolle zuschreiben wollte. Man kann ihn mit M. Foucault vergleichen, sowohl als Erkenntnistheoretiker (L. 42; 44/47) als auch als Wissenschaftshistoriker.

Biblisches Beispiel.

Francois Guéry, *L'épistémologie (Une théorie des sciences)*, in: A. Noiray, dir., *La philosophie (Dictionnaire)*, 3 t., Paris, 1972, t.1, 156/163 (*De la philosophie à la médecine, de la médecine à l'épistémologie : Georges Canguilhem*).

Aus Canguilhems Buch *Etudes d'histoire et de philosophie des sciences*, Paris, 1975-3, 389s., zitieren wir einen idiographischen Text, der schwarz auf weiß beweist, dass die romantische Theorie des Begriffs 'Sinn macht'.

a. Ärzte – wie Canguilhem wörtlich ausführt – haben immer experimentiert, insofern sie stets erwartet haben, dass ihr Verhalten ihnen Aufschluss geben würde, wenn sie etwas (Neues) einführten. In der Regel muss der Arzt in einem Notfall oder bei dringender Notwendigkeit eine Entscheidung treffen. Er hat es immer mit Individuen zu tun (V. 119 Singular-Konkretform).

b. Nun, sowohl die dringende Notwendigkeit als auch der einzigartige Charakter der medizinischen Gegenstände eignen sich schlecht für Kenntnisse vom Typ „more geometrico“. (*Anmerkung* : Dieser Begriff ist eine Anspielung auf den Cartesianer *Baruch (Benedict) de Spinoza* (1632–1677), der eine philosophische Ethik, **Ethica, more geometrico demonstrata ** (erst postum veröffentlicht), im Stil der euklidischen Geometrie entwickelte (L. 51 (Mathematik als Leitprinzip); 80 (Intellektualismus)). (...)

L125

c. „Täglich führt der Arzt therapeutische (heilende oder zumindest als solche gedachte) Operationen an seinen Patienten durch“ (Cl. Bernard (1813/1878), französischer Erkenntnistheoretiker) (...)

1. Aber – genau wie Claude Bernard oder jeder andere – kann man nicht im Voraus festlegen, wo die Grenze (L. 60/66) zwischen dem Schädlichen, dem Neutralen oder dem Nützlichen verläuft, und diese Grenze kann zudem von Patient zu Patient variieren. Ebenso ist es die Pflicht jedes Arztes, ausdrücklich zu erklären und anderen

klarzumachen, dass in der Medizin experimentiert wird, d. h., dass man unter einer bestimmten Bedingung behandelt, nämlich zitternd.

2. Darüber hinaus: Eine Medizin, die sich mit der Entwicklung des Sinns für das Singulare (L.124) im lebenden Menschen, dem Patienten, befasst, kann nur eine experimentelle Medizin sein. Ohne Experimente ist keine Diagnose, keine Prognose in der Behandlung des Kranken möglich.“ (Oc,389).

d. Ohne paradoxe Aussagen treffen zu wollen: Eine Medizin, die sich ausschließlich auf Krankheiten konzentriert – seien es nosologische (L. 107) oder pathologische (ebd.) Daten –, könnte während längerer oder kürzerer Perioden des Klassizismus (*Anmerkung*: Klassizismus steht hier für Intellektualismus (L. 124; -- 51; 80)) durchaus eine theoretisierte, axiomatisierte Medizin sein. Das „a priori“ (L. 95; 110) passt gut zum Namenlosen (*Anmerkung*: „Namenlos“ = nicht-singular).

e. Canguilhems Entscheidung: Sie ist nicht gerechtfertigt – und darüber hinaus absurd (sinnlos) zugleich:

(i) die Behauptung, dass es einem darum gehe, sich um das einzigartige Wesen des Kranken zu kümmern, und

(ii) den sentimental Tadel („Verurteilung“) gegen jegliches experimentierfreudiges Verhalten in vagen philosophischen Betrachtungen („Philosophèmes“) verteidigen zu wollen, wie sie für die sogenannte „humanistische“ oder „personalistische“ Medizin so typisch sind.

Anmerkung: Die „humanistische“ (die den Menschen in den Mittelpunkt stellt) und die „personalistische“ (die den Menschen als freie Person in den Mittelpunkt stellt) Medizin konzentrieren sich in der Regel auch auf den einzelnen Patienten: „Der Arzt behandelt den Kranken, nicht die Krankheiten.“

L126

5. -- Die Idee des „Verstehens“ (= „verstehende“ umfassende Methode) (126/158)

Gründer ist *Wilhelm Dilthey* (1833/1911: L.123) mit *Einleitung in die*

Geisteswissenschaften (1883); *Ideen zu einer Beschreibung der Psychologie* (1894).

1. Das persönliche Objekt: Dies sind die Ausdrucksformen (Projektionen) des Seelenlebens.

a. Vordergrundobjekte sind für Dilthey und die „Geisteswissenschaftler“ (Anhänger der „humanistischen Verstehensmethode“)

1. das Verhalten

2. Die Geschichte,

3. Die Teilaspekte des Verhaltens und der Geschichte, wie Sprache, Recht, Wirtschaft, Bildung, Kunst usw. Begründung: Diese Phänomene sind Ausdruck des menschlichen Geistes.

b. Hintergrund- oder Tiefenobjekt ist

1. Leben (im romantischen Sinne (L.67; 73; 112; 119)).

2. insbesondere das innere Leben (daher die zentrale Bedeutung der Psychologie), das dem menschlichen Geist innewohnt. Leben, inneres Leben und der menschliche Geist drücken sich in den zuvor genannten Phänomenen aus (projizieren oder objektivieren sich).

Exkurs.

Die deutsche Romantik beginnt um 1797 – zunächst in Berlin, dann in Jena; die vier führenden Vertreter waren:

(ich) August Wilhelm von Schlegel (1767/1845; theologische und literarische Studien; Hauslehrer; Professur in Jena).

(ii) Friedrich von Schlegel (1772/1829), Bruder des Vorgängers; Studium der Naturwissenschaften und der Philologie), der Autor des wahrhaft romantisch-philosophischen bahnbrechenden Werkes **Philosophie des lebens**.

Vergessen wir nicht, dass der Vers aus *Goethes Faust* „ grau, mein Freund, ist alle Theorie , grün des lebens goldner baum“ die Atmosphäre

der Romantik zum Ausdruck bringt; -- Hegel lernt von Pater v. Schlegel die Idee des „(kulturell)historischen Werdens“.

(iii) Ludwig Tieck (1773/1853) Geschichte und Literaturwissenschaft; reist durch Westeuropa), der Offenbarer des „Geheimnisvollen, dämonischen Lebens der Natur“ (L. 56/57; 57/59; 74/75)); großer Einfluss auf die russische Literatur und den Okkultismus in Europa;

(iv) Baron Friedrich von Hardenberg (1772/1801), Dichtername 'Novalis'; äußerst sorgfältige Erziehung dank seiner gebildeten Mutter; Studium der Rechtswissenschaften und Ingenieurwissenschaften), der Dichter der *Hymnen an die Nacht* und Autor von *Heinrich von Ofterdingen* (unvollendeter Roman).

L127

Sie gaben eine literaturkritische Zeitschrift heraus, *Das athenaeum* (1798/1800). Der Name „Romantik“ wurde nach *Romantische Dichtungen* vergeben, die 1800 von L. Tieck veröffentlicht wurden.

c. Objektstruktur.

Dies ist zweifach:

(i) das singuläre Leben (ich, du - wir, -- die Gruppen, Kulturen (denn neben Einzelpersonen oder Individuen gibt es beispielsweise auch die singuläre Gruppe), --- wie die vier oben erwähnten Romantiker; mit anderen Worten, das Singuläre kann kollektiv sein);

(ii) die Gesamtheit, in der sich das singuläre Leben immer verortet:

a. Diese Totalität ist zunächst die des Singulars selbst (L. 33; 82: innerer Vergleich);

b. Sie ist darüber hinaus diejenige der Konkretheit (Integration; L.119: komplementäre Totalität; Situiertheit), charakteristisch für das Singular: Ich, du, – wir, – wir sitzen eingebettet in

(a) kulturelle Gesamtheiten wie Ethik und Recht, Wirtschaft

und Politik, Bildung und Medien, Kunst und spezialisierte Wissenschaften usw.;

b) kulturelle Rahmenbedingungen, wie etwa die Gesellschaft, der Staat, die Kirche usw. (Z. 33: externer Vergleich).

Anmerkung: Es ist daher nicht verwunderlich, dass es eine umfassende Psychologie (M. Scheler (L.106ff.), dessen Phänomenologie bereits die Hauptmerkmale des Verständnisses der Psychologie aufweist; E. Spranger (1882/1963), mit seiner *Strukturpsychologie* ; etc.), eine umfassende Psychopathologie und Psychiatrie (Karl Jaspers (1883/1969), mit seiner *Allgemeinen Psychopathologie* (1913)) und eine umfassende Soziologie (Max Weber (1864/1920), mit *om Wirtschaft und Gesellschaft** (*Grundriss der verstehenden Soziologie* (1922))) gibt.

Ein multidisziplinärer Geist durchdringt die verstehende Menschenwissenschaft. Dieser wird immanent durch ein Gefühl für das Ganze (Totalität) unterstützt (L. 82).

L128

2. Die geeignete Methode,

(1) Zunächst einmal ein Eintrag.

a. „Dilthey und seine Schule haben,

(i) neben der wissenschaftlich-erklärenden Methode (in der Psychologie),

(ii) das Erfordernis eines „Verständnisses“ (Methode) (...). Karl Jaspers (...) stellte fest,

(i) neben dem Studium von „kausalen“ (L.24: *acd/ csq*) oder „kausalen“ Beziehungen,

(ii) das Studium der „verständlichen“ Beziehungen“. (Ph. Kohnstamm, *Persönlichkeitsbildung* (*Entwurf einer christlichen Erziehungswissenschaft*), Haarlem, 1929, 12).

b. „Der Mensch hat – so scheint es mir – von Natur aus zwei gleich wichtige, aber nicht identische, doch einander ergänzende Interessen

am Wissen:

(i) eine Art wissendes Interesse, das aus der Einsicht in Naturgesetze hervorgeht - diese basiert auf dem Bedürfnis nach einer technischen Praxis (Handlungsmethode (vgl. L.106: technische Intelligenz; 114: Wissensdrang);

(ii) eine Art wissendes Interesse, das aus dem Bedürfnis nach sozial und moralisch sinnvoller Praxis erwächst. Dieses zielt – wie auch die technische Praxis – auf das Verständnis der Möglichkeiten und Spielregeln (Normen) ab, die für ein sinnvolles, würdevolles „In-der-Welt-Sein“ spezifisch sind.

Dieses Interesse am Verständnis von Sinn (Zweckmäßigkeit) hat **(i)** mit der Kommunikation zwischen Zeitgenossen (synchron) und **(ii)** mit der Kommunikation der Lebenden mit vergangenen Generationen zu tun – dies in Form der Weitergabe von Traditionen.“ (K.-O. Apel, *Wissenschaftswissenschaft, Hermeneutik, Ideologiekritik* , in: K.-O. Apel et al., *Hermeneutik und Ideologiekritik* , Frankf.aM, 1971, 26f.).

Entscheidung:

Die zwischenmenschliche Kommunikation geht mit einer eigenen Art des Wissens, des Verstehens einher.

(2). Nun zur Analyse.

A.-- Es ist bekannt, dass seit den Paläoputhagoreern (L.2, 48. 94. 97) praktisch alle antiken griechischen Philosophieschulen der Freundschaft in all ihren Schattierungen – und zwar als Teil des Lernprozesses – außerordentliche Bedeutung beimaßen:

„Neben staatlichen und familiären Bindungen kannten die Paläoputhagoresen auch jene Art von ‚freier Assoziation‘ (L.39: soziales ‚sustèma‘), die aus der ‚Sumpatheia‘ („Sympathie“) entsteht: Freundschaft. Puthagoras nannte dies ‚enarmonios isotès‘, eine auf Verständnis beruhende Ähnlichkeit.“

L129

(Anmerkung: „En.(h)armonios“ bedeutet wörtlich „gut verbunden“,

„in vollkommener Übereinstimmung“ (Z. 20)). Die Freundschaften seiner Schüler waren „berühmte Freundschaften“, wie etwa die Treue Damons von Surakousai (Syrakus, Sizilien) und Fintias (*Anmerkung* : Fintias, der vom Turannos (Absolutherrscher) Dionusios verurteilt, aber zu einer Bewährungsstrafe verurteilt wurde, wird im Gefängnis durch Damon ersetzt; Fintias kehrt im letzten Moment zurück, um hingerichtet zu werden). (...)“. (*O. Willmann, Die Gesch. d. Id.*, I, 333f.)

Auf L.105ff. haben wir eine Anwendungsmöglichkeit dieser „Sumpatheia“ (und des ihr innewohnenden Wissens) dargelegt: den sokratisch-platonischen Dialog. – Es ist klar, dass Verstehen ein Teil davon ist.

B.-- Ph. Kohnstamm (einst führender Kopf der Amsterdamer Schule (Fortsetzung der Mannheimer Schule (Selz) und der Kölner Schule (Lindworski) in Bezug auf die Kognitionspsychologie sowie personalistischer Denker)) stellt in dem oben genannten Buch Anwendungsmodelle sowohl der Wissenschaftlichkeit (L.36; 83: Positivismus und verwandte Formen; 88ff.: Strukturalismus, ebenfalls eine Art der Wissenschaftlichkeit) als auch der Hermeneutik (der Methode des Verstehens) vor.

BI-- Anwendungsmodell der wissenschaftlichen Forschung :

In reduktiver Form (L.6; 41) lautet dies wie folgt.

(A) Beobachtung

(A)1. Gegeben (= Thema).

a. Robert Brown (1773–1858; schottischer Botaniker) entdeckte eines Tages die (scheinbar) ungeordnete Bewegung, die sich mit dem Wort „Tanz“ (L. 35: Analogie = partielle Identität) beschreiben lässt, der winzigen Partikel (System 1: eine stark zerteilte, aber nicht gelöste Masse) in Suspension in einer Flüssigkeit (System 2). Vgl. L. 39ff. (Systemtheorie).

b. Wenn ich Pollen- oder Gummipartikel (*Anmerkung*: „Gummi“ ist ein Harz des Siamesischen Garcinia-Baumes) (= System 1) unter dem Mikroskop betrachte, die in einer Flüssigkeit (= System 2) suspendiert

sind, sehe ich sie endlos auf und ab „tanzen“. Dies ist die Brownsche Molekularbewegung.

(A)2 . Angefordert (= Problem)

Eine „wissenschaftliche“ oder insbesondere eine kausale Erklärung.

(B) Abduktive Reduktion.

a. Die „molekulare“ Theorie bezüglich materieller Systeme (wie z. B. Fluidpartikel);

b. die Kollisionsgesetze bezüglich der Wechselwirkung zwischen System 1 (der Sammelflüssigkeit) und System 2 (den in Suspension vorliegenden Pollen bzw. den Jet-Gum-Partikeln).

L130

Mit dieser zweifachen Hypothese können die gewöhnliche Physik und/oder Chemie, möglicherweise beide auf mikrophysikalischer oder mikrochemischer Ebene, „erklären“ („erklären“, sagt Dilthey).

Es sei darauf hingewiesen, dass die „ideale“ Art der Erklärung versucht, so weit wie möglich eine mechanische Erklärung zu sein (L.45: Mechanik).

(B).1. Die sowohl deduktiven als auch peirastischen (experimentellen) Reduktionen

Diese lassen wir hier aus. Sie wären der „Beweis für die Richtigkeit der Ergebnisse“.

B.II.A. -- Appl. mod. der Humanwissenschaften.

Unter „Humanwissenschaft“ verstehen wir hier – im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften (Hermeneutik) – jene Art von Wissen über den Mitmenschen, die sich nach dem Inbegriff (Modell, Paradigma) der Szientistik verhält.

Kohnstamm zitiert, gekürzt, ein solches Anwendungsmodell aus G. Heymans (1857/1930), über 'verstehende' Psychologie , in: Zeitschr. F. Psychol ., 102 (1927), 6ff (oc 17)

Regulierungsmodell (Heymans).

Die experimentelle Methode (L.42) ist – nach Heymans – zweifach. Zum einen ist sie „erklärend“, nämlich wenn wir Experimente mit natürlichen Dingen außerhalb von uns selbst durchführen. Zum anderen ist sie „verstehend“, nämlich wenn wir „Experimente“ mit unserem eigenen Innenleben durchführen.

Anwendungsmodell 1.

Der experimentelle Zugang zum Innenleben eines anderen Menschen.

Betrachten wir – nach Heymans – die Entstehung des Neids. Heymans geht dabei typisch cartesianisch vor (Z. 46: beginnend mit dem einfachsten Gegebenen, endend mit der Komplexifizierung; 30/32: beginnend mit der summativen Induktion, endend mit der amplifizierenden Induktion). Die Mathesis universalis dient hierfür, bewusst oder meist unbewusst, als Modell (Z. 45/51). Wir übertragen dies in das explizit reduktive Schema (Z. 6; 41).

(A) Beobachtung.

a. Themen

Gegeben ist die immer wieder feststellbare Tatsache des Neids.

b . Problematisch

Eine (naturwissenschaftliche) Erklärung wird erbeten.

(BI. Hypothese (= abd. = lemm. = regress. Reduktion).

Wenn der Ursprung des Neids analog zu allen physikalischen Ursprüngen ist, die so weit wie möglich der Ordnung 'acd (Zeichen)/ csq (Folgen)' gehorchen (L. 24: 128), dann wird der Ursprung des Neids auch im Ausdruck 'acd/csq' sowohl experimentell als auch reproduzierbar sein.

L131

Übersetzung in das „Reiz-Reaktions-Schema“:

(i) acd = Stimulus: wenn die Testperson (pp) mit Folgendem konfrontiert wird:

a. (in seinen Augen) wichtig

b . Glück,

c. soweit diese anderen (= Mitmenschen) zufallen

(ii) csq (= Antwort) dann antwortet diese Person darauf mit a. den Symptomen ('Zeichen', 'Manifestationen') b. des Unbehagens (Gefühls).

(B) II. *Versuchsplanung* (= deduktives progressives Denken).

Wenn die vorgenannte Hypothese zutrifft, dann muss sie in mindestens einem Modell überprüfbar sein (L.33: ampl. ind.). Heymans sagt wörtlich:

„ (i) Zunächst einmal – selbst wenn wir selbst nie Neid empfunden hätten – würden wir (...) das Experiment durchführen, in dem „Menschen“ (gemeint ist: S. 1) von einem wichtigen Glücksfall hören, der anderen zuteilwurde, und darauf mit Zeichen des Missfallens reagieren.“

(ii) Dann würden wir mehrere solcher Fälle „sammeln“. – Das ist unsere Absicht.“ (Oc, 17).

(B) III. *Das eigentliche Experimentieren* (= peirastische Hrsg.).

Da Heymans lediglich „entwirft“ (im zitierten Artikel), gehen wir davon aus, dass die tatsächliche Ausführung erfolgreich war.

(B) IV. *Evaluative Reduktion*.

Heymans sagt wörtlich: „Wir könnten uns weiter informieren über

(i) die genaueren Umstände (= acd), unter denen dieses „Gefühl“ auftritt,

(ii) die anderen „Eigenschaften“ der betreffenden Personen. Daraus könnten wir – z. B. mithilfe der Korrelationstheorie (L. 51: Kartesische Mathematisierung) – eine Schlussfolgerung (Klarstellung) hinsichtlich

(i) die allgemeinen (L.101: das allgemeine Rot (Husserl); 115: formal; 123: nomothetisch) Antezedenzen des fraglichen Gefühls und

(ii) die günstigen Bedingungen, die sein Auftreten begünstigen.

Das war – laut Heymans – die nicht aufschlussreiche und

inkompetente „induktive“ Methode (...)”. (ebd.).

L132

Anwendungsmodell

Der experimentelle Zugang zum eigenen Innenleben.

(A) Beobachtung.

1. „Wir könnten aber zweitens auch unseren Blick nach innen richten (introspektive Methode).“

Stellen wir uns folgenden Fall vor

(i) acd. (Stimulus): dass eine uns bekannte Person entweder eine hohe Auszeichnung oder den Hauptgewinn in der Lotterie erhält

(ii) csq. (Reaktion): worauf wir mutmaßlich mit einem Gefühl des Unbehagens reagieren“

Soweit zu dem, was wir reduktionistisch als das Thema (das Gegebene) bezeichnen würden.

2. „Womit wir versuchen, die darin enthaltenen Faktoren (Faktorenanalyse) genauer zu erfassen. – In diesem Fall würden wir, zumindest meiner Ansicht nach, ein Experiment durchführen, das nach der neuesten Terminologie (Fachsprache) der Psychologie jedoch die ‚verstehende‘ oder ‚einsichtsvolle‘ Methode beinhalten würde“ (oc,17v.).

Also, wörtlich genommen, Heymans, bezüglich dessen, was wir reduktionistisch als das Problematische (die strittige Angelegenheit) bezeichnen.

(B) I/IV. – Kohnstamm und Heymans entwickeln die abduktive, deduktive bzw. peirastische Reduktion nicht. Das bedeutet, dass es sich hier lediglich um ein Lemma handelt. Nicht mehr.

Kritische Anmerkungen

(1) Es ist schwer vorstellbar, wie jemand, der nach Heymans Hypothese nie Neid empfunden hat, auch nur annähernd wissen (d. h. aufgrund der Kenntnis der Fakten verstehen) sollte, welches pp.n, welches acd.n, welches csq.n er wählen sollte! Was ist (L.7: tatsächliche Seinsweise) „Neid“ losgelöst von jeglichem erlebten Neid? Ist Neid als –

(selbst) nicht (unbewusste) – erlebte Erfahrung überhaupt denkbar?

Wir glauben das, aber in dem Sinne, wie wir es in L.9 besprochen haben: selbst das bloß beobachtbare bv ist „nicht-nichts“.

(2) Kohnstamm, oc, 18, erhebt Einspruch gegen den Begriff „Experimentieren“.

Begründung: Der Begriff „Experiment“ beinhaltet das, was er als „absichtliche Absicht“ bezeichnet.

(i) Dass man Mitmenschen – absichtlich – in eine Situation bringt, in der sie – wahrscheinlich – mit Neid reagieren werden, ist eine Sache.

(ii) Aber sehen Sie sich selbst, im Sinne von Anwendung Mod. 2 (das eigene Innenleben), dabei, wie Sie Neid absichtlich in sich aufkommen lassen oder ihn in sich hervorrufen? Neid ist nicht nur nicht willkürlich (zumindest teilweise: man kann sich in einer Erfahrung hingeben); er ist noch weniger willkürlich wiederholbar.

L133

(Z. 42).

(3) Kohnstamm kritisiert in seinem Werk „oc“ (18v.) die Theorie des physikalischen Systems (L. 39; 99), die auf Daten angewendet wird, die nicht bloß physikalischer Natur sind (wie zum Beispiel die Existenz von Menschen).

a. Um Eifersucht zu untersuchen, gehen wir – genau nach Heymans' Beschreibung – exakt genauso vor wie der Physiker.

1. (i) Es öffnet und schließt einen Stromkreis (= ACD; L.24);

(ii) Er stellt fest, dass sich mit diesem Öffnen und Schließen jedes Mal (= eine eindeutige Beziehung) die Position einer benachbarten Kompassnadel ändert (= CSQ; L.24).

2. Umformuliert in die Theorie physikalischer Systeme:

(i) ACD: bei spezifischen Ereignissen (Stromöffnung, -schließung in einem System (= Stromnetz),

(ii) Jedes Mal folgen in einem System 2 (Kompass) unterschiedliche Ereignisse (Änderungen der Kompassnadelposition); -- woraus wir

schließen, dass das erste Ereignis die Ursache des zweiten Ereignisses (der Wirkung) ist.

b.1. In Heymans zweitem Anwendungsmodell,

(i) Wir - in einem System 'I' (Introspektion), das den Blick nach innen richtet - führen mittels ACD (Reize) Veränderungen ein, um zu sehen, welche Reaktion das System 'I' darauf zeigt (= csq = Reaktionen).

(ii) um ein Problem in einem System zu klären, nämlich deine Reaktionen auf die Reize, denen du ausgesetzt warst.

2. Wenn im System „Ich“ bestimmte acd (Zeichen) regelmäßig von bestimmten csq (Folgen) gefolgt werden, beispielsweise von der Freude oder dem Neid einer anderen Person, dann müssen im System „Du“ – zumindest setzt dies Heymans Methode (nicht seine expliziten Worte) voraus (= Lemma, Hypothese) – bestimmte csq (Reaktionen) ebenfalls regelmäßig auf bestimmte acd (Reize) folgen.

3. Heymans führt sogleich das Axiom (die Voraussetzung) der essentiellen Gleichheit des Systems „Ich“ und des Systems „Du“ ein. Dies ist eine Hypothese, die der Physiker niemals formulieren kann oder muss, wenn er nicht-menschliche Daten verarbeiten muss (siehe Anwendungsmodell der Szientik – L.129ff.): Der Grund dafür ist, dass diese essentielle Gleichheit schlichtweg nicht existiert.

L134

Kohnstamm sagt wörtlich: „Anstatt also die Gleichheit der beiden Methoden zu betrachten, die Heymans mit seiner Argumentation bewiesen hat, können wir gerade mit dieser Argumentation den Unterschied (L. 35; 52; 73ff.; 82) zwischen der ‚erklärenden‘ (humanwissenschaftlichen) und der ‚begreifenden‘ Methode deutlich aufzeigen.“

Die Verstehensmethode setzt Folgendes voraus:

(i) mit Ausnahme der Axiome, auf denen die Erklärungsmethode beruht,

(ii) zumindest das Axiom der grundlegenden Gleichheit zwischen

„uns selbst“ und dem „zu untersuchenden System“.

B.II.B -- Anwendungsmodell der Geisteswissenschaften.

Wir halten einen Moment inne, um zu bedenken, was Kohnstamm, der seiner Zeit treu war, uns über das mitteilt, was er, natürlich zu seiner Zeit, als „das Problem des Nachkriegsjugendtanzen“ bezeichnete. (oc, 13v.).

Anmerkung – Kohnstamm erwähnt zwei Arten von „Nachkriegstänzen“ (L.47: Einteilung in Typen (Kategorien)), nämlich

(i) der Foxtrott, ein schneller, ruckartiger Viervierteltakttanz, - ein Tanz, der nur aus Schrittschritten (ohne Figuren) besteht, - der seinen Ursprung im angelsächsischen Amerika hat;

(ii) Jazz, ein Tanz, der seinen Ursprung in Nordamerika, genauer gesagt in afroamerikanischen Kreisen, hat und sich durch die „auffällige Eigenschaft“ (Z. 26: „k“) der individuellen oder kollektiven Improvisation (spontane Aktionen) auszeichnet; als Substil (Z. 47: Kategorien) in Kohnstamms Zeit der „New Orleans“ (1917–1930; – gefolgt von Middle Jazz (1930–1944), Bebop (1944–1949), Cool Jazz (1949–1954) und ab 1960 Free Jazz). – Dies nur als kulturelle Randbemerkung.

(A) Beobachtung.

(A) Themen

„(Die Tatsache, dass) .. besonders jüngere Leute (L.120: die (allgemeine) Form), in der Blüte ihres Lebens (Zeit), nach ihrer Kleidung (L.120: materielles Erscheinungsbild) zu urteilen, unter nicht ungünstigen Umständen (L.120: unklar), beide Geschlechter (= Geschlecht; L.120: die Form) versammelt (L.120: Ort), zu den Klängen makabrer (= finsterer; L.58v.: finster = unheimlich bedrohlicher) Musik (die wir nicht mehr empfinden, wir sind damit aufgewachsen) (L.120: unklar),

L135

mit deutlichen Anzeichen von Langeweile im Gesicht (Kohnstamm beschreibt hier den dämonischen Tanz – Zigeuner tanzen anders als wir – Gezelle – vgl. HA 93 Polydemonismus – neu in der europäischen

Geschichte: Langeweile) (L. 120: materielle Erscheinung), sich auf so unheilvolle Weise hin und her bewegend („unheilvoll“ = unheilvoll) (L. 120: unklar), und zwar über einen beträchtlichen Zeitraum (L. 120: Zeit).

Anmerkung: Diese Konfrontation mit der Beschreibung eines singulären Phänomens (des Jugendtanzes jener Zeit (= zeitliche Singularität)) beweist, wie fehlerhaft sich die Beschreibung der Conimbricenses bei (etwas) detaillierter Überprüfung erweist! Was die Väter des Collegiums von Coimbra im Übrigen zweifellos auch erkannt haben dürften.

(b) Problematisch.

1. „Wenn ich ein Studio für modernen Tanz betrete: schon dann wundere ich mich, stehe vor einem Problem, suche nach einer Erklärung. Denn ich verstehe nicht, warum (siehe nun den Text zum Thema).“

Mit anderen Worten: Es wird um eine Erklärung gebeten, und zwar so, dass in dieser Erklärung auch das „Verständnis“ zum Ausdruck kommt.

2. Dass der Typus „Erklärung“ auch das Verstehen umfasst, geht aus dem hervor, was Kohnstamm schreibt (oc,13):

„Bei der Suche nach einer Lösung für dieses Problem (...) gehe ich ganz anders vor (*Anmerkung* : Der Ausdruck 'ganz anders' ist mit Vorsicht zu genießen; gemeint ist 'teilweise' anders) als bei der Suche nach einer Erklärung der Brownschen Bewegung (L.129v.) (= Wissenschaftstheorie).“

Mir ist durchaus bewusst, dass es hier und da noch immer Leute gibt, die die Ansicht vertreten, dass Probleme – wie die der Brownschen Bewegung und die des Jugendtanzes – auf dieselbe Weise angegangen werden müssen. Demnach: Man müsse den Foxtrott oder den Jazz in analoger Weise wiederbeleben (Z. 35) (*Anmerkung*: Dies wird als „reduktionistische“ oder „reduzierende“ Methode bezeichnet).

1. zur Bewegung von Atomen und Molekülen (L.129: Molekularstruktur der Substanz) im Gehirn, den Nerven und den Muskeln;

2. zur Bewegung des Grammophons (das spielt, während die jungen Leute „tanzen“); genau wie Paul Langevin (1872–1945), ein französischer Physiker, Experte für Röntgenstrahlen und Relativitätstheorie, und Albert Einstein (1879–1955), ein Mathematiker und Physiker deutscher Herkunft, bekannt für sein „Einsteinsches Gesetz“ (die Beziehung zwischen Photonen (Lichtteilchen) und Elektronen (Atomteilchen) (1905) sowie für die Relativitätstheorie), die Bewegung der Guttgom-Teilchen auf die Molekularmechanik zurückführten (L.129v.; 45: mechanistisches Konzeptmodell).

Soviel zu Kohnstamms wörtlich wiedergegebener Position (oc,13).

L136

(BI. Hypothese (= abd. = regress. ed.).

1. Zunächst zitieren wir Kohnstamms einschlägigen Text: „Wenn mich das Problem des Nachkriegstanzes interessiert, gehe ich folgendermaßen vor:

(i) hinzugehen und mit diesen jungen Leuten zu sprechen, um herauszufinden, warum ihr Verhalten dieses für mich seltsame Merkmal trägt (L.59: der unheimlich aussehende Tanz der Zigeuner).

(ii) Mit anderen Worten, ich versuche, in inneren Kontakt mit ihnen zu treten, ihre gelebten Erfahrungen zu erfahren (L.132: gelebte Erfahrung).

(iii) um somit zu ermitteln, unter welchen Umständen (L.133: System 'du'/ System 'ich') ich selbst zu einem ähnlichen (L.134: wesentlichen Ähnlichkeit) Verhalten (L.126: Verhalten) gelangen könnte, -- Solange mir dies nicht gelungen ist, bleibt das Problem ungelöst.

(iv) Man könnte es folgendermaßen ausdrücken: Ich versuche, diese

Bewegung (Z. 135: Hin- und Herbewegung) – im Gegensatz zur Brownschen Bewegung – nicht unter die Kategorie (Z. 47: cartesianische Klassifizierung in Typen) der Wechselwirkung (der Kausalität) der Sache, sondern unter die der Handlung, der spontanen oder persönlichen Kausalität (ok. 14), zu subsumieren (= zu verorten).

2. Nun stellen wir das Dilthijan-Schema vor, (Z. 126ff.: das eigentliche Objekt 128ff.: die entsprechende Methode)

(ich) a. Das Objekt selbst ist in erster Linie das Vordergrundobjekt,

1. das Tanzverhalten (L.126),

2. in der zeitgenössischen Geschichte verortet (Z. 125),

(i) b . Als Ausdruck von **1.** Leben, **2.** und in der Tat Seelenleben , **3.** das dem menschlichen Geist innewohnt (L.126), welches Gegenstand der Geisteswissenschaft ist;

(i)c. strukturiert

1. als diese Tanzgruppe-hier-und-jetzt (Singular),

2. innerhalb der Nachkriegsjugendkultur (insbesondere; L. 127).

(ii) a Die angemessene Methode. (L. 128: Paläoputhagorean sumpatheia („Sympathie“); L. 105: Unanimismus) ist im Wesentlichen der innere Kontakt, wie Kohnstamm ganz richtig sagt;

L137

(ii)b. durch Gespräch (L.105: Sokratisch-Platonisches Gespräch (Dialog):

a. wiederholte Konversation;

b. „intime Koexistenz“ (also wörtlich *Platon* im *siebten Brief*), die Kohnstamm ausdrücklich als Einführung in den inneren Kontakt darstellt.

3 . Ergebnis: die singuläre konkrete Idee

(L. 119 (global); 122 (eine Gesamtidee / viele Teilideen wie - nach Aristoteles (L.120), der Schule von Coimbra (L.120v.), der Konvergenzmethode (L.121v.), der Badischen Schule (L.122/124), G. Canguilhem (L. 124v.) - Wilhelm Dilthey und die Geisteswissenschaftler (L.126ff.) versuchten sie, operational-wissenschaftlich zu machen (L.24:

operational).

(B) II/IV (deduktive, peirastische, evaluative Ausgabe)

1. - Selbstverständlich unterstützen wir mit dem oben skizzierten Schema (Dilthey-Schema) persönlich keinesfalls Diltheys „historischen Relativismus“ (aus gutem Grund haben wir Diltheys Methode von seiner persönlichen Ideologie getrennt (L. 1:97) und sie in die große unsterbliche puthagoräisch-platonische Tradition „integriert“ und alle anderen möglichen Errungenschaften (die mit dieser großen Tradition vereinbar sind) einbezogen).

2. Auch Kohnstamm liefert keine wirksame Ausarbeitung seines Themas. Darauf wird in den folgenden Studienjahren zurückgekommen.

3. Nur wenige Texte von Kohnstamm selbst sind erhalten geblieben, und zwar solche von grundlegender methodologischer Natur.

1. „Es muss etwas geben (L.7), woran zwei Menschen teilhaben – einen gemeinsamen Anteil –, auch wenn sie immer wieder unterschiedliche Individuen sind – sowohl wenn sie übereinstimmen als auch wenn sie nicht übereinstimmen.“

Wenn ich zum Beispiel schreibe: „17,19 = 323“, muss der Leser – zuerst – verstanden haben, was ich meine – und somit in gewisser Weise mitgedacht haben –, bevor er sagen kann, ob es richtig oder falsch ist.

Jeder Sprachgebrauch (L. 85) ist ein – mehr oder weniger bewusster – Versuch, andere an unseren tiefgreifenden Erkenntnissen (L. 132) teilhaben zu lassen. Die Schriftsprache bewirkt das Wunder, diese tiefgreifenden Erkenntnisse über die Kluft von Raum und Zeit hinweg zu übermitteln (L. 70 (De perenni philosophia); 128 (traditionelle Hermeneutik)).

L138

Daher ist Solipsismus (Anmerkung: --) Max Stirner (1806–1856) (Pseudonym für Kaspar Schmidt) nahm in seinem Werk * *Der Einzige und sein Eigentum* * (1845) das individuelle, endlich-vergängliche „Ich“

als Grundlage für eine Verhaltensform (eine „Moralphilosophie“), die den Egoismus zur höchsten Verhaltensnorm erhebt und dabei alle altruistischen Elemente (die dem Mitmenschen zugutekommen (V. 19: Solowjows Zärtlichkeit)) ausblendet, wie Stirner es ausdrückt: „... eine Behauptung, die sich ihrer eigenen Voraussetzungen nicht bewusst geworden ist.“ – Soweit Kohnstamm.

2 --„Wenn nun jedes Verständnis in gewissem Sinne auf einer gemeinsamen Erfahrung beruht, bedeutet dies nicht, dass Verständnis nichts anderes ist als das Teilen derselben Lebenserfahrung.“

Appl. Mod.

1. Es macht wenig Sinn, über zwei Menschen, die zusammen im Schnee spazieren gehen, zu sagen: „Sie verstehen einander, weil sie beide die Kälte spüren.“

2. Hier gibt es kein „Verständnis“ (Kohnstamm meint offensichtlich „Verständnis“ im wissenschaftlichen Sinne, worüber wir hier auch sprechen; – es ist sofort klar, dass „gemeinsam im Schnee spazieren gehen“ in der Tat ein gesundes Menschenverstand (L. 6, 118) darstellt, die Grundlage des wissenschaftlichen „Verständnisses“.

Hier gibt es kein (wissenschaftliches) Verständnis.

Rode:

(i) Es gibt nur gemeinsame „Wahrnehmung“.

(ii) Es wurde kein Problem (L.129: asked = problem) gestellt, auf das eine Antwort erwartet wird;

(iii) Es findet keine kategorische Bildung (verstehen Sie so etwas wie „vernünftiges Wissen“) des Inhalts des Bewusstseins zu diesem Zweck statt.

3. Spranger (L 127) sagt völlig zu Recht:

„ **(i)** Die rein visuelle (= intuitive, unvernünftige) Vorstellung der inneren Erlebnisse eines Mitmenschen ist genauso wenig (wissenschaftliches) Verständnis wie der bloße Besitz visueller Reize das „Sehen“ (im Sinne von „Wahrnehmen“) ist.“

(ii) Vielmehr beruht (vernünftiges) Wissen (...) auf dem Erfassen von „kategorialen“ (L.138; vgl. 1.47), d.h. analysierten, Bestimmungen (Klarstellungen) und Verbindungsformen.

L139

Entscheidung:

„Verstehen“ bedeutet unmittelbar **(i)** nacherleben, **(ii)** das, was zumindest kategorisch gebildet ist (verstehen: durchdacht). Soweit das Zitat von Spranger.

3.-- Spranger führt weiter Folgendes aus (Kohnstamm,oc, 16v.).

(i) „Verstehen“ ist eine Art des „Erklärens“, nämlich Erklären, soweit es auf die Ebene der Daten (L.7: faktische Seinsweisen) angewendet wird, die als „sinnvolle Totalitäten“ betrachtet werden können.

(ii) „Verstehen“ bedeutet **a) die Interpretation** von Daten **b)** aus einer Gesamtheit **c)** als sinnvoll (innerhalb dieser Gesamtheit verortbar).

(iii) 'Sinn' (verstehen: Bedeutung) ist in dem vorhanden, was

(iii)a . in einer Gesamtheit logischer Natur (Wissenssystem),

(iii)b . fungiert als wesentlicher Bestandteil („konstituierendes Glied“, wörtlich: ein Element, das einen unverzichtbaren Bestandteil dieser Totalität darstellt) in einer Totalität, die axiologischer (L.16; 122) Natur ist (Wertsystem), nach ihren eigenen situierenden Gesetzen auf der betreffenden Ebene.

Wir übersetzen in eine verständlichere Sprache:

(i) Wenn man etwas (L. 7) entweder denkend (logisches Ganzes) oder bewertend (axiologisches Ganzes) in ein Ganzes einordnen kann (situieren),

(ii) Dann zeigt es, dass es in diesem Ganzen einen „Platz“ (verstehen: Bedeutung) hat. – Nun, „verstehen“ bedeutet laut Spranger im Wesentlichen, etwas einen solchen Platz (= Bedeutung) zu geben.

In diesem Kontext wird natürlich die Menschlichkeit (innerer Kontakt) als Grundlage für ein solches Sinngefühl vorausgesetzt.

1. Man denke beispielsweise an Kohnstamm, der durch Gespräche Kontakt zu tanzenden jungen Menschen herstellt und ihnen innerhalb dieses Gesprächskontakts einen Platz („Bedeutung“) in unserem kulturellen Ganzen und unmittelbar auch in ihrem subkulturellen Ganzen gibt.

2. Betrachten wir den Dichter G. Gezelle (L. 56: 58), der sich, gestützt auf geteilte Erfahrung, buchstäblich in die Welt eines Mädchens mit einer Kälberherde (Voetjes) hineinversetzt oder sich, auf dieselbe Weise des Verstehens, in den Tanz der Roma einarbeitet – durch ein Gedicht von Emmanuel Geibel, um sich als Kunstliebhaber darin zu verlieren, und doch in Gedichtform, damit seine geteilte Erfahrung an uns, die Leser seines Gedichts, weitergegeben werden kann (L. 137: um andere unsere Erfahrungen teilen zu lassen). Dadurch können auch wir in die Welt der Kinder bzw. der Roma als Teil einer subkulturellen Gesamtheit eintauchen.

L140

3A. Das logische Ganze.

Kohnstamm gibt eine anwendbare Mod. von 'Wissenssystem' (epistemologisches System (L.13/16: die transkribierende Wahrheit; 42; 124)) in Bezug auf das Verstehen an.

„**(i)** Wenn Jan und Piet gemeinsam ‚etwas‘ (Z. 7) erleben, erlebt Jan im gleichen Sinne das, was Piet erlebt, und umgekehrt.“

(ii) Wenn Jan Piet jedoch (im engeren Sinne) „versteht“, dann kann Jan entweder auf dem gleichen oder einem höheren Niveau als Piet sein, aber nicht auf einem niedrigeren (*Anmerkung:* „Niveau“ bedeutet hier offenbar so etwas wie Intelligenzniveau).

a. Würde man ein Kind fragen, warum es mit einem Lehrmittel von Maria Montessori (1870–1952; Montessori war Ärztin und Pädagogin

und gründete 1907 in Rom den Kindergarten „Case dei Bambini“, wo sie die Montessori-Methode entwickelte) spielt oder davon fasziniert ist, könnte es – sofern es überhaupt dazu fähig ist – nur antworten : „Weil es Spaß macht.“ Das Kind spricht also sofort so, als ginge es lediglich um Vergnügen.

b. Wenn aber *Karl Groos* (man denke an sein * *Die Spiele der Menschen* *, Jena, 1907-2; an sein * *Die Spiele der Tiere* *, Jena, 1907-2) oder *Maria Montessori* (man denke an ihr * *Wetenschappelijke opvoedkunde* * (1916), ihr * *Het kind* * (1930), ihr * *Von het kind naar de adolescent* * (1948)) – ersterer in seiner Spieltheorie, letztere in ihrer Erklärung der Bedeutung von Lehrmitteln – uns dieses Verhalten verständlich machen, dann fügen sie dieses Verhalten in ein – für uns verständliches (sprich: transparentes) Ganzes von sinnvoller Kohärenz ein, aber nicht für das Kind.

Soweit zu Kohnstamm selbst hinsichtlich der methodischen Ebene des Verstehens (vgl. L.33ff.: es gibt den gewöhnlichen und den methodischen Vergleich).

L141

3B.-- Das axiologische Ganze.

Kohnstamm, oc, 16, gibt uns sowohl appl. als auch regul. mod, des Verständnisses von Wert.

a. „Verstehen setzt immer eine wahrgenommene (sprich: durchdachtere) Integration voraus **(i)** des verstandenen Verhaltens, **(ii)** in einen spezifischen Wertebereich (L.126: Teilaspekte; 127: kulturelle Totalitäten, kulturelle Rahmen).“

1. Dies impliziert, dass „Verstehen“ – immer – bewusste „Wertbeziehung“ (= Beteiligung an einem Wert) im Sinne von Heinrich Rickert (L.123) in der (...) bezeichnet.

2. Dieses Bekenntnis zu Werten kann ganz anderer Natur sein – so unterschiedlich wie die Motive (*Anmerkung* : psychoanalytisch können auch die (unbewussten) Triebe einbezogen werden), die einer Handlung

zugrunde liegen.

(i) Sehr oft wird es zum Beispiel darin bestehen, sich auf bestimmte vitale Gefühle der Lust oder des Missfallens zu beziehen (= Orientierung hin zu (L.16: Schätzung; 113v.: scholastische bzw. hegelianische Orientierung)).

(ii) aber es kann (...) auch viel tiefer liegen (L.18v.).

b. Appl. Mod .

1. So habe ich beispielsweise das Problem des Tanzes (L.58: 134) erst gelöst, als mir klar geworden war, welche Lustgefühle damit verbunden sind, entgegen aller Anzeichen, und welche Missfallen (Hemmungen) einen anderen Ausdruck verhindern.

2. Ich verstehe das jämmerliche Schluchzen eines kleinen Mädchens, wenn ich höre, dass ihre geliebte Puppe kaputt ist.

C. Entscheidung

Verständnis setzt daher voraus,

(i) dass ich mich nach eigener Beobachtung im Wertebereich, in dem die gelebte Erfahrung liegt, zu Hause fühle, und

(ii) ferner, dass ich wahrnehme (= gedankenvoll einordne), wie die Erfahrung von demjenigen, den ich verstehe, mehr oder weniger bewusst in sie eingeordnet wird. – Was nicht bedeutet, dass ich mich mit dieser Einordnung vereine, und noch weniger, dass ich sie als endgültig akzeptiere.“

Soweit Kohnstamms erster Ansatz zum axiologischen Verständnis. Nun folgt ein zweiter Ansatz.

L142

(i) „Um ein Verhalten zu ‚verstehen‘, ist es notwendig, dass wir

(a) teilweise zustimmen,

b) aber nicht völlig darin aufgehen. Mit anderen Worten: Wir müssen in der Lage sein, uns in gewissem Sinne von diesem Verhalten

zu distanzieren, uns darüber zu erheben – oder zumindest ihm entgegenzutreten.“ (oc, 19).

(ii)a. Erstes Anwendungsmodell.

Wir müssen hier unbedingt KO Apel (L.128), ac, 39, zitieren: „In jedem Gespräch zwischen Menschen kommt es vor, dass einer der Gesprächspartner

(i) versucht nicht mehr, den Partner in seinen Absichten ernst zu nehmen, hermeneutisch (= verständnisvoll),

(ii) sondern sich ihm aus der Ferne zu nähern, als wäre es ein quasi-natürliches Ereignis (L.130/134: szientistisches Modell), nämlich in dem Moment, in dem er nicht mehr versucht, die intime Verbundenheit im und durch das Sprechen, in der Kommunikation, aufrechtzuerhalten, sondern vielmehr versucht, das Gesagte als Symptom eines objektiven Sachverhalts zu beurteilen (= faktische Seinsweise (L.7)), sodass er es wie ein Außenstehender „erklären“ kann – und zwar in einer Sprache, an der der Partner nicht teilnimmt.

(iii) Das Verhältnis des Arztes zu seinem Patienten weist ein Merkmal (L.25) dieser Art auf, nämlich den teilweisen Zusammenbruch der hermeneutischen „Kommunikation“, um sie durch „objektive“ (d. h. wissenschaftliche) Erkenntnismethoden (L.130/143: Humanwissenschaft) zu ersetzen, --- insbesondere das Verhältnis des Psychotherapeuten zum Neurotiker (= Neurosufferer).

(ii) b. Zweite Anwendung Modell

Kohnstamm, oc,, 16, spezifiziert, in einem analogen Sinne.

1. Verstehen ist keinesfalls gleichbedeutend mit gemeinsamem Erleben im Sinne von „Mitfühlen“, „Partei ergreifen“ oder „sich (axiologisch) mit“ der Person identifizieren, mit der man gemeinsam erlebt.

Zum Beispiel ist das viel zitierte „tout comprendre, c' est tout pardonner“ („Alles verstehen heißt einfach alles verzeihen“) – zumindest als psychologische Beobachtung – ich werde hier noch nicht auf die pädagogische Beziehung zwischen „Verstehen und Verzeihen“ eingehen – schlichtweg falsch (...).

2. Daraus folgt, dass das Verstehen eines Verhaltens nicht bedeutet, dass die Person, die es versteht, sich mit der positiven oder negativen Bewertung der Person, die sie versteht, solidarisch erklärt. Mit anderen Worten: Ich kann

(i) zu verstehen, dass jemand etwas für wahr hält bzw. es als angenehm oder schön empfindet ,

(ii) ohne dass ich diese Meinung teile (L.137: sowohl bei Übereinstimmung als auch bei Uneinigkeit).

L143

Bonus

Kohnstamm, oc, 236, zitiert einen Text von *Eduard Spranger*, *Psychologie des Jugendalters* (1924-1; 1953-23).

Der Kontext bei Kohnstamm spricht vom Spiel. „In diesem Sinne hat Spranger eine bemerkenswerte Aussage getroffen. Um zu charakterisieren, was er mit einer ‚übergreifenden Einheit‘ (L. 139ff.) meint, sagt er Folgendes.“

a. Angenommen, die Psychologie hätte die alleinige Aufgabe, das zu beschreiben (L. 100: rein deskriptive Phänomenologie), was im individuellen Bewusstsein selbst erfahren wird, dann würde die Antwort auf die Frage „Warum/Wie spielt ein Kind?“ einfach darauf hinauslaufen:

„Weil es daraus ein Gefühl der Freude zieht.“ Begründung: Daraus leitet sich die rein subjektive (= erlebte) Bedeutung (Z. 139) des Spiels ab. Damals gab es noch keine Theorie über die spezifische Form und Richtung des Spieltriebs.

b. Sobald wir jedoch, im Sinne der Theorie von beispielsweise Karl Groos (L.140), behaupten: „Das Kind spielt, um die Ausführung künftiger, lebenswichtiger Tätigkeiten zu üben“, transzendieren wir von diesem Moment an das, was im Spiel tatsächlich erfahren wird.

Denn dieses „um zu“ (*Anmerkung* – Z. 139: Bedeutung) erscheint in

der Seele des Kindes noch nicht in einer vollständig durchdachten Form.
– Wir stehen hier vor einer „umfassenden, bedeutungsvollen Kohärenz“ (= „übergreifenden Einheit“), die zunächst die unmittelbar (verstehen: unreflektiert) erlebte Bedeutung „überspannt“.

Anmerkung – Kohnstamm (oc, 19) erklärt, dass Wahrnehmung „Einpassung in einen bestimmten Kontext“ bedeutet. Dies entspricht Sprangers „Bedeutung“ (L. 139). Ebenso Herbarts „Apperzeption“ (im pädagogischen Sinne) (L. 76), vgl. L. 105 (Platons Idee). Vgl. L. 137 (Singular Konkretion Idee).

L144

4. – *Sich selbst verstehen*

Kohnstamm, oc, 19, widmet ein paar Zeilen dem Selbstverständnis, dem „Selbstverständnis“.

(1) Um uns selbst zu verstehen, müssen wir auch in der Lage sein, uns (von der primären oder geteilten Erfahrung) von unserem eigenen Verhalten zu distanzieren. Das ist keineswegs immer einfach.

Folge: Selbsttäuschung kommt so häufig vor. Schließlich nehmen wir unser eigenes Verhalten falsch und meist schmeichelhaft wahr (d. h. wir stellen es zu positiv dar). (...)

(2) Schon die Paläoputhagoreer (L.2; 48; 94; 97; 128) besaßen jene Selbsttäuschung, die von den Tiefenpsychologen (Sigmund Freud (1856–1939), Neurologe und Psychiater, Begründer der Psychoanalyse; Carl Gustav Jung (1875–1961); Alfred Adler (1870–1937)) so stark betont wurde.

1. Sagt O. Willmann, *Gesch.d. Id.*, I, 321:

„Der Weise (d. h. derjenige, der zu sich selbst kommen möchte) soll sich selbst prüfen: ‚Soweit du dich selbst nicht ‚kennst‘ (verstehst: ‚begreifst‘), betrachte dich als einen Wahnsinnigen“, sagt ein ‚Akousma‘ (d. h. eine typische paläoputhagorische Lehre), das auf seine Weise das delphische ‚Erkenne dich selbst‘ interpretiert.“

2. Weiter (oc,330) sagt Willmann – stets in Bezug auf die Paläoputhagoreer –: „Die Zusammenfassung aller Güter, insofern sie das menschliche Subjekt in seinem Ideal betreffen, ist die Eumemonie (eu.daimonia). (.....).“

Wenn „Eu.daimonein anthropon, hotan agathè psuchè prosgenètai“ („(...) dass der Mensch einen guten Daimon besitzt, wann immer er als gute Seele in Erscheinung tritt“) als paläoputhagorische Lehre formuliert wird, tritt die grundlegende Bedeutung, in der das Wort „eu.daimonein“ zur Zeit der Paläoputhagoreer noch verstanden wurde, deutlich hervor:

(i) 'Eudaimon' ist jeder, der einen guten (= Eu) Schutzgeist (= Daimon) besitzt (L.49: Thoth als Schutzgeist im Sprachgebrauch) -- so etwas wie 'eine Person mit einem guten 'Geist' (sowohl Lebenskraft als auch 'Engel'), Grund: der Schutzgeist und die Seele - daher die Feruer-Lehre (*Anmerkung*: 'Frawasji' (= Feruer) ist bei den Mesopotamiern (Irak, Iran) 'Daimon', - was die Römer 'Genius' (männlich) oder 'Iuno' (weiblich) nannten) und sogar, in gewissem Maße, Heraklit von Ephesus (L. 53; 60; 69; 73), wo er sagt: „Ethos anthropei daimon“ („Im Verhalten zeigt sich der Daimon“), die Beziehung 'Schutzgeist' und 'Seele' sind ebenfalls austauschbar;

L145

(ii) 'Kako.daimon' ist das Gegenteil (L.53: privatives Gegenteil) von 'eu.dai-mon'.

3. Willmann, oc. 363, kehrt in Bezug auf Sokrates von Athen (L.101ff.) zu dieser Daimon-Lehre zurück, der selbst behauptete, ein „Daimonion“ (= Daimon) mit einer besonderen Gabe, nämlich der inneren Stimme, zu besitzen (ein Phänomen, das im Übrigen häufiger vorkommt, als die Aufklärung annimmt).

Auch Aristoteles teilt, in der Nachfolge Platons, den Glauben an die Eu- und Kakodämonie (oc, 528ff.) – und zwar in der Tat als eine grundlegende Gegebenheit in Bezug auf die Erkenntnis der Seele.

(3) *M. Heidegger* (L.5; 6; 13; 94), *Sein und Zeit* , I, 142/148 (*Das Dasein als Verstehen*); 148/153 (*Verstehen und Auslegung*), vertieft das Verständnis auf ontologischer Ebene (L.5/19) in dem Sinne, dass das In-der-Welt-Sein als Mensch impliziert, dass man irgendwo vor aller vernunftbedachten oder theoretischen Tätigkeit (L.77; 138) eine Art Verständnis von sich selbst als In-der-Welt-Sein-mit-anderen hat.

Denn der Mensch, in eine Situation hineingeworfen (passiver Aspekt: Hineingeworfensein), entwirft in jedem Fall immer irgendeine Form der Existenz, nämlich das In-der-Welt-Sein mit anderen als Mensch. (Verzeihen Sie uns diese typisch heideggersche Sprache!).

(4) *John Dewey* (1859/1952), der pragmatische Begründer der sogenannten „experimentellen Schule“ (L.42; 130), legt in seinem Artikel *Le développement du pragmatisme américain* , in: *Revue de Métaphysique et de Morale* (Paris), 29 (1922): 4 (Okt.-Dez.), 410/430, dar, wie CSS. Peirce (1839/1914) (L.94/97) steht am Ursprung des amerikanischen Pragmatismus. Peirce, der später – in Reaktion auf W. James (1842/1910), den großen Psychologen und Begründer des Pragmatismus im engeren Sinne, der jedoch dem Nützlichkeitswert eine primäre Rolle zuwies – die Idee betonte (L.104ff.; 137; 143), dass die Wahrheit entweder durch „pragmatische Wahrheit“ (L.14) oder durch Schicksalswahrheit (L.14) geprüft werden müsse.

„Die Veränderung der menschlichen Existenz, die sich aus der Anwendung (der Idee) ergibt, stellt ihre ‚wahre‘ (verstehen Sie: Lebens-) Bedeutung dar.“ (ac, 413).

Peirce zog diese Schlüsse aus seiner Haltung gegen den bloßen Nutzen der Wahrheit: Er änderte „Pragmatismus“ in „Pragmatizismus“, um zu verdeutlichen, dass die Idee an sich eine Schlüsselrolle spielte.

L146

(5) K. Marx (L.67) drückt es im Sinne der „atheistischen Praxis“ aus: „Da in den Augen des sozialistischen Menschen alles, was man ‚Weltgeschichte‘ (L.126: Geschichte) nennt, reduzierbar ist:

(i) für die Produktion durch den Menschen dank menschlicher Arbeit eingerichtet und

(ii) hinsichtlich der Erschaffung der Natur im Dienste des Menschen, so hat der sozialistische Mensch daher den visuellen Beweis, den unwiderlegbaren Beweis dafür, dass der Mensch allein dank seiner selbst ins Dasein getreten ist.

Mit anderen Worten, aus der Tatsache, dass er selbst sein eigener Ursprungsprozess (sein eigener Produktionsprozess) ist.“ (Dieser Auszug stammt aus *dem Manuskript 1844 von Jean-Yves Calvez, La pensée de Karl Marx*, Paris, 1956, S. 550).

Anders ausgedrückt: Die für Peirce und die Pragmatiker, die ihn anders interpretieren, wie James, Dewey u. a., charakteristische Idee der „Selbsttätigkeit“ wird bei den Marxisten, die Marx' Denken integral reproduzieren wollen (L.89: getreue Rekonstruktion der Doktrin), zu einer aggressiv atheistischen Selbsttätigkeit oder ... in einem Missbrauch des altgriechischen Begriffs „Praxis“.

Entscheidung.

Das Selbstverständnis des modernen Menschen spiegelt sich darin wider:

(i) negativ, in der Idee der „Selbsttäuschung“; Heideggerianisch: „des Menschen“ (der „Mensch“, d. h. der unerwachte, durchschnittliche oder gar der gegenwärtige Massenmensch, der in alltägliche Ereignisse versunken ist); Peircianisch: der Mensch, der, anstatt sich selbst persönlich zu prüfen, eigenwilligen, orthodoxen oder „liberal-prioritären“ Meinungen anhängt (L.94/97), wo die wissenschaftliche Methode angebracht ist;

Marxist: ein Mensch, der aus religiöser Überzeugung glaubt, sowohl von der Natur als auch – und noch viel mehr – vom Übernatürlichen abhängig zu sein, - als ein „Opiumtrinker“.

(ii) positiv, im Sinne der Idee der „Selbstaktivität“, in einer der drei eben skizzierten Varianten.

Bei Dilthey gibt es etwas Ähnliches, wenn auch weniger Ausprägung. Darauf kommen wir später zurück.

L147

Allgemeine Entscheidung

Zum Abschluss dieses kurzen Kapitels über Selbsterkenntnis möchten wir auf Kardinal John Henry Newman (1801/1890; Gründer der Oxford-Bewegung) hinweisen, der behauptet, dass der ganze Mensch im Denkprozess mit seinem ganzen Wesen argumentiert – und zwar von den „ersten Prinzipien“ aus, die Newman nicht im formalen (abstrakt-allgemeinen) Sinne (L.115/118), sondern im singulär-konkreten Sinne (L.119/125) meint.

Er meint damit die Prämissen des persönlichen Denkens, die von der Person (d. h. dem einzelnen Menschen) bedingungslos als gewiss akzeptiert werden – gewöhnlich ohne Reflexion (= Denken, Selbstkritik), ja sogar ohne den Gedanken, dass Reflexion wünschenswert wäre. Es sind Urteile, die gleichsam unerschütterlich in der Persönlichkeit eines jeden verankert sind – untrennbar mit seiner konkreten Existenz verbunden. Und die für jeden verschieden sind. (*Dr. Zeno, OFMCP., John Henry Newman (Einführung in sein Denken*), Tielt/Den Haag, 1963, S. 47). – Vgl. L. 95 (rein subjektives Urteil).

5.-- Die Grenzen der Machbarkeit empathischer gemeinsamer Erfahrung.

Kohnstamm (oc,19ff.) berührt mit der Frage der Machbarkeit den Kern der Dilthey'schen Methode. „Eine Bedingung muss (...) in jedem Fall erfüllt sein, wenn man von ‚Verständnis‘ spricht: Die Grundlage gemeinsamer Erfahrung muss vorhanden sein.“

Und damit gelangen wir zu einer ganz grundlegenden Frage: „Gilt diese Grundlage für alle Menschen?“ Das heißt: Haben wir tatsächlich das Recht, immer und überall vom Axiom der essentiellen Gleichheit zwischen uns und dem Anderen auszugehen, das wir weiter oben (L. 133/134) als charakteristisch für die Methode des Verstehens kennengelernt haben? Kohnstamm beantwortet diese Frage auf sehr differenzierte Weise.

A. Die empirischen Belege.

L.80 (Empirismus). -- „Rein empirisch betrachtet ist das Axiom der essentiellen Gleichheit höchst zweifelhaft.“

(i) Es gibt nicht nur eine Entwicklung, sondern auch eine Atrophie (ein Verschwinden) der Fähigkeit, Ereignisse bestimmter Art zu erleben.

(ii) Berücksichtigt man zudem die großen Unterschiede in der menschlichen Sichtweise, das Problem des abnormen Menschen und die Unterschiede zwischen Völkern und Rassen, so muss man anerkennen, dass empirische Beweise eher gegen als für jene These (= Axiom der essentiellen Gleichheit) sprechen. (oc,20).

L148

Appl. Mod.

„Wer von grundlegenden Unterschieden in der Basis menschlicher Erfahrung ausgeht, wie etwa der Anhänger der Theorie des Übermenschen (*Anmerkung* : Friedrich Nietzsche (1844/1900) machte diesen Begriff weltberühmt), der den machthungrigen Menschen als grundlegend verschieden vom Herdenmenschen betrachtet, der sich allgemeinen Normen unterwirft, wird sich gewiss nicht allein auf der Grundlage empirisch erhobenen Materials überzeugen lassen (*Anmerkung*: Dies ist alles, was Menschen im Hinblick auf wahres Verständnis hervorbringen).“ (ebd.)

Anmerkung -- Kohnstamm spielt hier auf den dritten Denkstil von Pater Nietzsche an, in dem er die Menschheit der Vergangenheit und Gegenwart als überholt, ja verwerflich („Sklavenmoral“), abtut, insofern sie an etablierte Werte „glaubt“ (insbesondere an überlieferte Religionen und, in Bezug auf die Philosophie, an den Platonismus (L.103/105));

2. Darin prophezeit er für eine unbestimmte Zukunft den Übermenschen als einzigen „Sinn“ (L.139; 143) der heutigen Menschheit („Herrenmoral“).

Es wird sofort deutlich, dass in Nietzsches Erfahrung eine unüberbrückbare Kluft zwischen den „Sklaven“ und den „Herren“ klafft.

Es sei denn, man nimmt an, dass der für das Verstehen so typische „innere Kontakt“ über diese Kluft hinweg möglich ist (L.137;143).

Jedenfalls scheint so etwas wie Zärtlichkeit (Altruismus; L. 19), wie sie das Christentum (Solovjef) versteht, völlig ausgeschlossen zu sein.

B. Kohnstamms Glaubenszeugnis.

Wir zitieren den Text ohne Kommentar. Begründung: Kohnstamm erhebt keinerlei Anspruch auf die allgemeine Gültigkeit seiner „ersten Prinzipien“ (Z. 147) – um es mit Newman zu sagen.

Ein biblisch orientierter Mensch kann Kohnstamms Standpunkt wohl kaum bezweifeln. Insofern ist sein Ausgangspunkt allgemeiner als seine individuelle Persönlichkeit.

L149

„Wenn wir (...) in unseren Überlegungen von der wesentlichen Einheit der Menschheit ausgehen (womit offenbar jene ‚Einheit‘ gemeint ist, insofern sie sich im Verständnis manifestiert) und von der Annahme (abd. = hypothetisch = regress. Anm.: L.136v.), dass alle Menschen dazu veranlagt sind, einander zu verstehen – wie groß die Hindernisse (L.147v. = empirisches Material) auch sein mögen, die im konkreten Einzelfall dem gegenseitigen Verständnis im Wege stehen –, dann müssen wir uns klarmachen, dass wir (...) ein Axiom (L.133v.) aufstellen.“

1. Dieses Axiom ist zunächst im axaiologischen (L.141/143) oder werttheoretischen (L. 16; 122; 139; 141/143) Sinn des Wortes zu verstehen.

2. Zweitens ist dieses Axiom im religiösen Sinne zu verstehen, nämlich als ein Zeugnis des Glaubens.

Anmerkung -- Oc, 72, Kohnstamm gibt hier einen Hinweis darauf, was er meint, oder besser gesagt, was er versteht.

1. Dort bespricht er William Stern (1871/1939), den Begründer der

personalistischen Psychologie (L.125). „Für Stern fehlt Gott ebenfalls das Selbstbewusstsein – den er (...) als ‚die Gottheit‘ bezeichnet (*Anmerkung* : die abstrakte, allgemeine ‚Gottheit‘).“

2. Eine religiöse persönliche Beziehung (d. h. ein „Verständnis“ Gottes) im Sinne einer Ich-Du-Beziehung (*Anmerkung*: Dieser Ausdruck Kohnstamms erinnert an die „Ich-Du-Beziehung“ Martin Bubers (1878/1965)) ist für Stern nicht möglich. Er bezeichnet sich selbst als „Anhänger eines personalistischen Pantheismus“ (*Anmerkung*: Pantheismus) .

(i) erkennt die Göttlichkeit als allgegenwärtige Realität an,
(ii) erkennt jedoch keinen persönlichen Gott an (mit dem Selbstbewusstsein, das die Person als Person besitzt)).

3. Kohnstamm erinnert sich dann daran, wie er in einem früheren Werk (Waarheidsprobleem, V) die Tatsachen „aus eigener Erfahrung“ – wie er sagt – erwähnte, die ihn zu einem anderen Bekenntnis „gezwungen“ (sic!) hätten: „Wer (fährt er fort) seinen Herrn gefunden hat, an den er sich bedingungslos gebunden weiß, kann die Existenz der ‚Ich-Du-Beziehung‘ nicht länger leugnen.“ (ebd.)

Mit anderen Worten: Für Kohnstamm scheint diese Beziehung zu Gott der Inbegriff aller „Ich-Du-Beziehungen“ zu sein (die Grundlage allen Verstehens).

L150

Kohnstamm führt weiter aus: „Wir akzeptieren damit einen Grundsatz als Richtlinie für alle ‚Verstehensarbeit‘ (L.78ff.;89) der Wissenschaft ... weil wir diesen Grundsatz trotz der Einwände, die ihm entgegenschlagen, nicht aufgeben wollen. Einwände, die uns folglich Probleme bereiten. Wir weigern uns, alles, was uns im Widerspruch zu dieser grundlegenden Verständlichkeit zu stehen scheint, als ‚So ist es eben‘, als ein ‚endgültiges‘ Wort, dem wir uns fügen müssten, hinzunehmen.“

1. Nur die Vollendung der Aufgabe der Wissenschaft – die zumindest prinzipiell niemals endet – könnte diese „Prämisse“ (L.26: VZ), nämlich

das Axiom der essentiellen Gleichheit, widerlegen.

2. Andererseits muss uns klar sein, dass aus demselben Grund auch jemand, der die gegenteilige Ansicht vertritt, nicht mit wissenschaftlichen Beweismethoden widerlegt werden kann.

Kurz gesagt: Für Kohnstamm lässt sich die Gültigkeit des Verständlichkeitsaxioms niemals rein wissenschaftlich bestimmen. Die Schlussfolgerung liegt außerhalb und vielleicht sogar über jeder definitiven (positiven) Wissenschaft.

Der traditionelle aufgeklärte Rationalist (L.80), ob Intellektualist oder Empirist, wird dies als „Irrationalismus“ brandmarken, als blinden Sprung ins Unaufgeklärte (Irrationale).

Anstelle von Kohnstamm, der diese Frage nicht berührt, antworten wir hier zumindest: Du, Rationalist, ob Intellektualist oder Empirist, beweist, genau wie Kohnstamm (der Irrationalist), deinen eigenen Ausgangspunkt nicht anders als auf fundamentalistische Weise (L. 95/97).

Letztendlich läuft es darauf hinaus: Auch du, du Erleuchteter, beweist dein Axiom – nämlich das Axiom der absoluten Rationalität – nicht, zumindest nicht rein wissenschaftlich, mit bloßer Fachwissenschaft. Mit anderen Worten: Auch du bist, wenn du ehrlich zugeben willst, „irrational“.

Zur Bibliographie siehe L. 96 (bei Bartley). Für Kohnstamm gilt folgende Beschreibung (keine „strenge Definition“): „Die Methode des Verstehens versucht, auf der Grundlage der vermeintlichen essentiellen Entsprechung zwischen uns und anderen Personen deren Verhalten (L. 126) und Erfahrungen (L. 132) zu ordnen (L. 33; †20ff.), indem sie diese (L. 139/143: 68ff. (dialektisch); 82 (gegenwärtige Dialektik)) in die aus unseren eigenen Erfahrungen bekannten Wertebereiche einordnet.“

Soviel zu Kohnstamms These.

L151

c. -- *Unsere eigene These.*

Dies baut auf dem Satz von Kohnstamm auf, aber zwei Bemerkungen sind relevant.

a. Sich bei wissenschaftlicher Arbeit allein auf ein Glaubenszeugnis zu stützen, ist zwar biblisch (und von uns akzeptiert), aber da es rein (professionell) wissenschaftlich ist, ist es dennoch etwas kompliziert. Daher kehren wir zu zwei früheren Positionen zurück.

b.1. Streng genommen läuft eine spirituelle Wissenschaft, die von einem (religiös-biblischen) Glauben zeugt, auf eine Form des Fideismus oder der Glaubensphilosophie hinaus.

a. „Glaube“, rein philosophisch – ist:

(i) freie Einwilligung

(ii) mit den Behauptungen von jemandem (Mitmensch, Gott),

(iii) allein auf der inneren Verbindung (L.136:149: 'Ich-Du-Beziehung') mit eben dieser Person (Mitmensch, Gott) und zugleich auf dem (möglicherweise unbegrenzten) Vertrauen in die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen beruhend.

b. Der Fideismus ist jene Art von Philosophie (möglicherweise: eine spezialisierte Wissenschaft, wie bei Kohnstamm), die dem oben beschriebenen Glauben entweder eine höhere oder eine gleichwertige Rolle im Verhältnis zum intellektuell-rationalen Handeln zuweist.

1. Dass die Rationalisten (L.80) dagegen Einspruch erheben, ist verständlich: Ein bloßer innerer Kontakt mit entsprechendem Vertrauen allein kann einen Glauben niemals in einen intellektuell – vernünftig – gerechtfertigten Glauben verwandeln.

2. Kohnstamm (und andere Fideisten) haben insofern Recht, als sie die Vernunft (intellektualistische, empiristische), wie sie von den fundamentalen Rationalisten verstanden wird, als zu engstirnig – ja, als eine verfeinerte Form des Irrationalismus – betrachten. In diesem Sinne stellt der Fideismus eine Befreiung von der Engstirnigkeit der Aufklärungsdenker dar.

Entscheidung.

Weder Fideismus noch aufgeklärter Rationalismus. Sondern ein dritter Weg.

L152

b.2. (i) Die Dialektisierung der geisteswissenschaftlichen Methode .

Lasst uns nun L.77/67 (Die Lemmata der aktuellen Dialektik) erneuern.

Wir verweisen insbesondere auf zwei Einträge, die Kohnstamms Glaubenssprung betreffen.

1. Was rein wissenschaftlich weder beweisbar noch widerlegbar ist (L.150), bedarf deshalb nicht einer Grundlage in einem Glauben.

a. – Kohnstamm führt seine Daten aus der Glaubenserfahrung – die „Ich-Du-Beziehung“ als Modell – im Wesentlichen nur in die Geisteswissenschaften ein, um einen Ansatzpunkt für die Analyse zu schaffen. Nicht mehr. Grund: Andernfalls spielt diese religiöse Überzeugung in seinen Ausführungen praktisch keine direkte Rolle.

b. – Warum aber nicht einfach die platonische lemmatisch-analytische Methode (L. 6; 41) einführen? Schließlich ergibt Kohnstamms Glaube wissenschaftlich nur als Lemma, als vorläufig akzeptierte Idee, Sinn! Anstatt eines anwendbaren Modells (Glaubenslemma) warum nicht das regulative Modell (Lemma überhaupt, universal)? Genau dadurch findet das typisch religiöse Lemma seinen gebührenden Platz. Vgl. L. 78ff.

Anmerkung: Selbstverständlich verweisen wir – ausdrücklich – auf Lest. 41: Dort wird der platonische lemmatisch-analytische Ansatz als „reduktiv“ interpretiert. Siehe nun Lest. 32 (das redaktionelle Grundschema; 134; 135; 136; 137: Anwendungen).

2. Wenn Dilthey selbst feststellt, dass

(i) ohne die Naturwissenschaften zu „erklären“ (= Wissenschaftslehre; L.152ff.) - z.B. bei der Untersuchung des Einflusses der Umwelt auf das Verhalten (L.126: Verhalten; 127: die Gesamtheit).

(ii) Es ist unmöglich, die Geisteswissenschaften zu „verstehen“; wenn er feststellt, dass

(i) ohne (genauer gesagt eine Art von) 'Verständnis', nämlich das Verständnis der fundamentalen Prinzipien (= Lemmata) der spezialisierten Wissenschaft im Sinne der Wissenschaftstheorie, wie wir gesehen haben (L.150: Irrationalismus der Denker der Aufklärung; 133: Axiom der essentiellen Wissenschaft).

(ii) Gelingt die „Erklärung“ nicht, so wendet er, ob er will oder nicht, das Komplementaritätsprinzip der Dialektiker an (L.81ff.). Darüber hinaus geht er von einer Art einheitlicher Wissenschaft aus (L.82/85). – Dies beweist, dass die Dialektik Probleme erfasst und löst.

L153

Biblisches Beispiel

O. Pöggeler, *Einführung*, in: O. Pöggeler ua, *Hermeneutische Philosophie*, München, 1972, 17f..

Anmerkung: Bezüglich des Pessimismus hinsichtlich der Empathie (L.147ff.) sei hier auf Folgendes verwiesen:

(i) die Psychologie des Schauspielers oder der Schauspielerin, der/die auf äußerst kuriose Weise

(a) innerer Kontakt (L.136) und

b) die Fähigkeit, die darzustellenden Verhaltensweisen und deren Träger (den Mitmenschen) gemäß L. 153 (angemessene Methode); 137 (Singular – konkrete Idee) tatsächlich und mitunter sehr wiederholt vorzuführen. Dies wird dann als „geborener Schauspieler“ (im Sinne von „Darsteller“, basierend auf Intuition und Empathie) bezeichnet.

(ii) die (Para-)Psychologie des Empfindsamen (Empfindliches, „Sehendes“), zu der wir auf L.27 verweisen (der Xhosa-Neger-Afrikaner, der (i) unmittelbar, (ii) „sieht“ (oder, wie viel und wer zuhört)). Vgl. L.110 (der wahre „Seher“).

Nach eingehender Untersuchung lässt sich feststellen, dass der „Seher“ identistisch handelt (L. 35ff.), also eine partielle Identität mit dem Objekt seines „Sehens“ eingeht. Dieser (paranormale, „mantische“) „Akt des Verstehens“ verbessert Kohnstamms einseitigen Pessimismus in bemerkenswerter Weise (vgl. L. 64 (unten); 99 (transempirische Überprüfung durch Hans Reichenbach)).

Natürlich setzt dieses Lemma voraus, dass man die Vorurteile der grundlegenden Denker der Aufklärung überwindet; ein „mantisches“ Phänomen, ein paranormales Phänomen – sobald es festgestellt ist – ist ein Lemma, das einer Analyse würdig ist.

Es sei darauf hingewiesen, dass auch hier der von den Dialektikern etablierte komplementäre und multidisziplinäre Ansatz Anwendung findet. Der Geisteswissenschaftler schließt nichts aus – eine Priorität (L.95/97) –, nicht einmal die vielgeschmähten „paranormalen“ Phänomene als Analysegegenstand.

b.2. (ii) *Phänomenologie und Hermeneutik*

Der ältere Dilthey (O. Pöggeler, oc, 15) zerbrach sich den Kopf über die Tatsache, dass das „Leben“ (L. 126v.)

1. sowohl im Verständnis seiner selbst (L.144/147) als auch im Verständnis seiner Mitmenschen (L.128/143; 147/153),

2. (i) Erfahrung (i. mehr oder weniger bewusstes Durchleben), **(ii)** Ausdruck (L.126 (Ausdrücke); 136 (Ausdrücke)) und **(iii)** Vorstellung (L.137 (die Singular-konkrete Idee)).

L154

Maw – wie schon seit Hegel (und vor ihm seit der deutschen Romantik (L.67:126)) wiederholt gesagt wurde – ist das Leben, das zur (mehr oder weniger vollen) Verwirklichung (= Selbsterkenntnis) gelangt, das Mysterium des älteren Dilthey.

Dies wirft das Problem der angemessenen Einordnung der Phänomenologie (vgl. ihre ideelle Form (L.100ff.: 119)) auf.

„Wenn das Leben nicht von Anbeginn an die Fähigkeit besäße, Bedeutungen zu erfassen und auszudrücken, dann wäre Verstehen unmöglich (...). Sollte man sich dann nicht – insgeheim – gerade dann, wenn man sich mit der Philosophie des Lebens beschäftigt, auf alle Möglichkeiten einer Geistesphilosophie stützen?“

Eine solche Schwierigkeit fundamentaler Natur bedarf der Klärung – und nicht anders –, wenn man ihre Lösung in Richtung Phänomenologie als Ansatz für die Hermeneutik (= 'Geisteswissenschaften' (...)) sucht.“ (*P. Ricoeur, Le conflit des interprétations (Essais d'hermeneutique)*, Paris, 1969, 9).

Diese gelehrte Formulierung Ricoeurs, eines hervorragenden Experten für die Philosophie der Geisteswissenschaften, besteht darin, das richtige Verhältnis zwischen den Geisteswissenschaften (Hermeneutik) und der Phänomenologie darzulegen.

1. Die Phänomenologie (L.94/112) ist – nochmals zusammengefasst

–
(i) ein Phänomen (tatsächliche Seinsweise, insofern sie sich unmittelbar – visuell – manifestiert),

(ii) ausdrücken, d. h. richtig verstanden, in Worte fassen. Im Bereich der eidetischen Phänomenologie drückt man dadurch das (allgemeine) Wesen des Phänomens aus.

(iii) Eine phänomenologische Psychologie (L. 108) könnte demnach sowohl das Selbstverständnis (L. 144/147) als auch das Verständnis (des inneren Lebens) des Mitmenschen (L. 128/143; 147/153) als Objekte behandeln. Das ist ein erster Berührungspunkt.

W. Daim, Tiefenpsychologie und Erlösung, Wien/München, 1954, S. 18ff., sagt dazu: „(...) Die Phänomenologie ist (...) der erste Schritt in die Einzelheiten des menschlichen geistigen Lebens (als Beschreibung von Phänomenen, die genau beobachtet werden (hier: des geistigen Lebens von uns selbst und unseres Mitmenschen)).“

L155

2.-- Geisteswissenschaften (L.126ff.) (nach W. Daim, ebenda) lassen

sich zusammenfassen auf:

(i) Die Klärung **(ii)** der phänomenologisch betrachteten Phänomene **(iii)** im Hinblick auf ihre „Bedeutung“ („Bedeutungskklärung“; L. 139/143).

Mit anderen Worten: Die Geisteswissenschaften verorten die (phänomenologisch) erfassten Phänomene (des (Seelen-)Lebens) in ihrem Ursprung (L. 145 (Geworfenheit)) und Zweck (L. 145 (Planung); 143 (zu - zu)) ('Bedeutung').

Eduard Spranger (L.127; 138ff.) hat dies besonders hervorgehoben, insbesondere mit seiner Idee der „Struktur“ (L. 41).

(a) „Die von Spranger gegebene Definition von ‚Struktur‘ entspricht der begrifflichen Beschreibung von ‚Gestalt‘ (L.25; 64) (...): ‚Ein innerlich organisiertes Ganzes, dessen Teile (L.37ff.) in einer organischen (L.68 (Organizismus); 83; 85 (Organismus)) Beziehung (L.35 (Identitätsbeziehung); 37 (mehr als Identitätsbeziehung)) zueinander stehen, während das Wesen der Teile und ihre Funktionsweise durch das Ganze bestimmt werden‘ (*S. Rombouts, Psychologie voor opvoeders* , Tilburg, 1954-1, 1957-2 (*Algemene psychologie*), 257).

b) Der Hauptunterschied (zwischen „Struktur“ im Sinne von Spranger und „Gestalt“ (Wertheimer, Köhler, Koffka usw.)) besteht darin, dass:

(b)1. Wertheimer (M. Wertheimer (1880/1943), Schüler von Stumpf und Külpe, Begründer der Gestalt- oder Formpsychologie; W. Köhler (1887/...), Schüler von Stumpf; K. Koffka (1886/1941), Schüler von Stumpf (1848/1936; Schüler von Brentano (1838/1917); Schule Graz)) waren intellektuelle Weggefährten Wertheimers) wandte das Prinzip der „Totalität“ auf die Phänomene der Psyche, d. h. auf psychologische Phänomene ohne die Seele, an;

(b)2. Dilthex, Spranger et al. wenden das Prinzip derselben Totalität – in erster Linie – auf die Seele selbst an. „Die Gestaltpsychologie bleibt die Untersuchung von ‚Phänomenen‘ – die Strukturpsychologie wird wieder zur wahren Seelenwissenschaft“ (S. Rombouts, ebd.).

Die „Seele“ **(i)** geht nicht in eine Menge von Bewusstseinsphänomenen **(ii)** und auch nicht in einen Komplex von „Formen“ über: Was im Bewusstsein geschieht, sind lediglich Ausdrucksformen (L. 126; 136; 153), Manifestationen des „aktiven Selbst“ (= der lebendigen Seeleneinheit als Trägerin der Handlungen).

L156

„Die ‚Modernen‘ – Spranger meint damit seine unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen – haben das menschliche Selbst auf einen ‚fließenden Prozess‘ reduziert. Nein: Es gibt ein beständiges spirituelles Subjekt – etwas, das inmitten der Veränderungen unveränderlich bleibt. Die endgültige Entwicklung seines Lebens liegt im Menschen selbst.“ (S. Rombouts, oc, 257ff.).

Nun, laut Spranger ist die Seele (das Selbst) eine „Struktur“, die **(i)** ein geschlossener Zusammenhang sowohl der Erfahrungsmöglichkeiten als auch der Aktivitätsmöglichkeiten,

(ii) auf Werte ausgerichtet (= axiologischer Aspekt) - man braucht nur an sein 'to - to' (143: Bedeutung) zu denken.

(iii) zentriert (auf einem einzigen Ausgangspunkt gegründet) im spirituellen 'Ich' (der individuellen Seele) (ebd.).

Dies rechtfertigt nur voll und ganz den Begriff „Geisteswissenschaften“, die Verhaltens- und Geschichtswissenschaft der Manifestationen („Objektivierungen“, „Projektionen“, „Werke“) des Geistes, verstanden als das spirituelle Selbst (L.134).

„Sag mir, was dir wichtig ist, und ich sage dir, wer (= welche Art von ‚Struktur‘) du bist“, so Spranger. Die individuelle Seele ist schließlich das, was sie als den vorherrschenden Lebenswert verehrt.

Wenn man also jemanden „verstehen“ will (innerer Kontakt), muss man in das singuläre, konkrete Wertesystem eindringen, das die individuelle „Struktur“ bestimmt. Denn es ist genau diese Art von

Konfiguration der gehegten Werte (L. 55: Konfiguration), die das Verhalten eines Menschen und seine Geschichte prägt. – Vgl. Newmans „erste Prinzipien“ (L. 147).

Anwendungsmodell der Strukturart

Nehmen wir den Wirtschaftsmenschen; er lebt, um Geld, finanzielle Macht, finanzielles Prestige usw. zu erwerben (zu verdienen): die Bedeutung (= zu) ist alles, was Geld und die Beschäftigung mit Geld ausmacht.

a. Tugenden: Sparsamkeit, Fleiß, Geldethik. –

b. Beziehungen: Er betrachtet Dinge – z. B. Kunstwerke – unter dem Gesichtspunkt der Marktgängigkeit und der Möglichkeit, damit Geld zu verdienen; Mitmenschen, z. B. seine Frau – als „Hausfrau“ (die ihm hilft, Gewinn zu erzielen), als „Geschäftsfrau“ (die ihm „Gewinn“ bringt), besitzen einen „Geldwert“, bevor sie ein „Mitmensch“ sind (ihr „Nützlichkeit“ hat Vorrang); vor allem ist „Know-how“ (wissenschaftliches Wissen, das geschickt für geschäftliche Zwecke genutzt werden kann) „Geld“; usw.

L157

Anwendungsmodul des Strukturtyps.

Betrachten wir nun den Ästheteten (Kunstliebhaber). Er lebt, um das Anmutige, das Erhabene – kurzum, die Schönheit – zu genießen und andere daran teilhaben zu lassen. Das Ästhetische ist der Sinn seines Lebens, oder zumindest der Hauptsinn bzw. der vorherrschende Wert.

a. Tugenden: Sinn für Schönheit, durch den er alles "verschönert".

b. Beziehungen: Dinge: – z. B. eine einfache Straßenecke – er „sieht“ sie als etwas „Schönes“, ein Mädchen ist für ihn etwas „Entzückendes“ usw.; Mitmensch im engeren Sinne: seine Frau sollte ihn bewundern und sich mit ihm daran erfreuen; sie selbst ist vorzugsweise „entzückend“ (körperlich, im Sinne von Schmuck); Geld – der Hauptzweck des Wirtschaftsmenschen – ist für ihn ein brauchbares Gut, „um etwas Schönes damit zu kaufen“.

Mit anderen Worten, auch er kennt und schätzt die Wirtschaftswissenschaften, doch diesmal unterordnet er sie seinem

ganz konkreten primären Wert, nämlich dem ästhetischen Wert.

Wie Spranger selbst betont: In keiner einzelnen Seele fehlt auch nur ein einziger Werttypus, sondern sie sind stets alle vorhanden; doch einer überwiegt und sofort sind alle anderen (Komplementation; L.66) ihm untergeordnet.

Spranger unterschied daher zwischen Wissenschaft (mit dem „theoretischen“ Menschen), Ökonomie (mit dem Wirtschaftsmenschen), Kunst (mit dem ästhetischen Menschen), Gesellschaft (mit dem sozialen Menschen), Politik (mit dem Machtmenschen) und schließlich Religion (mit dem religiösen Menschen).

Vgl. sein Werk *„Die Lebensformen“* (1914), in dem „Lebensformen“ Strukturtypen bezeichnen. Die Amerikaner G. Allport und P. E. Vernon überprüften 1951 den Wert dieser Typologie mentaler Strukturen und fanden sie überprüfbar, wenn man sie einander einschließend (nicht sich gegenseitig ausschließend) anwendet. Vgl. L. 126; 127.

Anmerkung – Geisteswissenschaften und Tiefenpsychologie.

1. Spranger hat – wie auch andere (Stern, Bühler, Kafka, Kroh) – in seinen Texten über Kinder und Jugendliche „den einen, alles umfassenden Prozess des Lebens und der Entwicklung“ (S. Rombouts, oc, 264) betont.

2. Seit den großen „Drei“ (Freud, Jung, Adler; L.144) hat die Anthropologie ihren Horizont hin zu den unbewussten, unterbewussten und überbewussten Schichten des menschlichen Geistes erweitert. Auch die Kulturwissenschaft (Kulturologie) wurde durch tiefenpsychologische Perspektiven bereichert.

L158

Die Strukturalisten (V. 88ff.) analysierten auch Verhalten und Kultur als einen entschlüsselbaren Code (eine Geheimsprache), der zumindest teilweise unbewusst ist.

Freuds Psychoanalyse, insbesondere als Psychologie des

Unbewussten, ist in ihrem Ziel eher medizinisch (neurologisch, psychiatrisch) ausgerichtet: Sie versucht, das Pathologische (das Kranke, insbesondere Neurosen) zu verstehen. Insofern ist sie eine Form der Humanwissenschaft.

Da es jedoch das Zentrum (die Strukturalisten unter den Psychoanalytikern als „Dezentrierung“ bezeichnen) nicht in den Geist (das (bewusste) Selbst), sondern in die unbewussten Schichten verlagert, handelt es sich nicht um eine Humanwissenschaft, vgl. L.156 (134).

1. Sofern man nicht, wie die Tradition des aufgeklärten Bewusstseinsdenkens (L. 80) – die stark von Gewissenhaftigkeit geprägt ist (Lemma, das davon ausgeht, dass der Mensch in seinem Wesenskern Bewusstsein ist) – annimmt, dass der Geist mehr ist als „bewusster Geist“, so ist die Behauptung – man denke an die Daimon-Lehre der Paläopathagoreer, die im antiken Griechenland jahrhundertlang verbreitet war (L. 144ff.) –, dass der Geist mehr ist als „bewusster Geist“. Eine Aussage, die wir hier ohne Weiteres als Lemma akzeptieren.

2. Aus der paläopathagerisch-platonischen Perspektive betrachtet, ist die Tiefenpsychologie lediglich die Erforschung des Unbewussten (Ich). In diesem Sinne (und nur in diesem traditionellen Sinne) ist die Tiefenpsychologie tatsächlich eine geisteswissenschaftliche Disziplin.

Auf Seite 2 haben wir gesagt, dass die Paläopathagoreer nicht mit der alten (= archaischen) „Weisheit“ brechen wollten. Zu Recht, denn alle archaischen Kulturen sind sich – ganz klar – des Unbewussten bewusst.

Lediglich die aufgeklärten Rationalisten hielten es fälschlicherweise für notwendig, einen radikal „neuen“ Ausgangspunkt vorzuschlagen. Neuere tiefenpsychologische Erkenntnisse haben gezeigt, dass auch dies ein Lemma ist, das sich bei genauerer Betrachtung (Psychoanalyse) als falsch erweist.

Entscheidung.

(i) Phänomene genau als Phänomene darstellen;

(ii) sie „verstehen“ (indem sie diese in „um zu“-Strukturen der Seele (I) einordnen):

(iii) Phänomene, genau beschrieben, und Seele, 'Verständnis', - und dies in das Unbewusste.

Betrachtet die Geisteswissenschaften in ihrer ganzen Fülle.

L159

Lesezeichen

Vorwort. -- L.1/3. -- philosophische Logik (Theologie des Denkens. - - L. 4/158.

I. – Einleitung (der Sockel). – L. 5/874

IA ontologischer Sockel. – L. 5/19 ((I) „Wenn überhaupt etwas, dann Tatsache und Seinsweise (L. 6/10); (II) „Wenn überhaupt etwas, dann eins, wahr, wertvoll (gut) (L. 10/19)“)

IB . harmologischer (ordnungstheoretischer) Sockel, -- L.20/87.

B. (I).1. -- summative Induktion; -- Z. 22/33 (Amplifikationsinduktion: Z. 30/33).

B. (I).2 . -- Einführung in die vergleichende Ordnung. -- L.33/66.

A. – **das Lemma** (1. Sammeln; 2. Vergleichen interner und externer Beziehungen; 3. Identische und nicht-identische Beziehungen; 4. Anwendungsbereiche). – L.33/42.

B.-- **die Analyse** (= appl. mod). -- L. 42/66.

1. die Messgleichung (L.42/51; mathesis universalis: L.45/ 51).

2. Die Differentialgleichung. -- L. 52/66 (Typologie der Gegensätze (L. 52/54)).

2.1 -- die Idee des Differentials (L.55/60).

2.2.-- die Auswirkungen (schrittweiser) quantitativer Veränderungen auf die Qualität, (L.60/66),

B (II).-- der „neue“ und der „wissenschaftliche“ Dialekt als Harmonologie. -- L.67/87.

1 -- die neue (moderne) Dialektik. -- L.67/75 (Die vier Lemmata).

2. – zeitgenössische (= wissenschaftliche) Dialektik – L. 76/87. – (intentional (L.77ff. (Begegnung)); lemmatisch-analytisch (L.78ff.); abstraktiv (L.79/81 (intellektuelle und/oder empirische Aufklärung));

komplementär (L.81ff.); vereinheitlichte wissenschaftliche (= organische) (L.82/86); historisch (evolutionär) (L.86ff.)

II.-- *theoretische Modelle* . -- L. 88/158.

1. ein thematisches Modell der vergleichenden Textordnung, (L.88/93; - Strukturanalyse (L.91ff.: sammelnd/ empirisch)).

2. Phänomenologie als vergleichende Ordnung (L. 94/112; c(i): Phänomen (L. 94/99; c(ii): ausdrücken (L. 100/112). – Historischer Nachweis: Sokratische Mäeutik (L. 101/103); Platonische Dialektik (L. 103/105). – Einführung in die Mythologie (L. 108/110; L. 111/113).

3. Ordnung der „formalen“ (abstrakt-allgemeinen) Logik als Vergleichslogik). – 113/118; mathematische Anwendung (L. 116/118)).

4. die „idiographische“ (Singular Konjunktiv) Denktheorie (L.119/125).

5. die Idee der Methode des „Verstehens“ (= verstehende, umfassend. Geisteswissenschaft) (L.126/158; 1. Wissenschaftlerwissenschaft (L.129v.); 2. Humanwissenschaft (L.130/134); 3. Geisteswissenschaft (L.134/158).

Deo trino gratias.